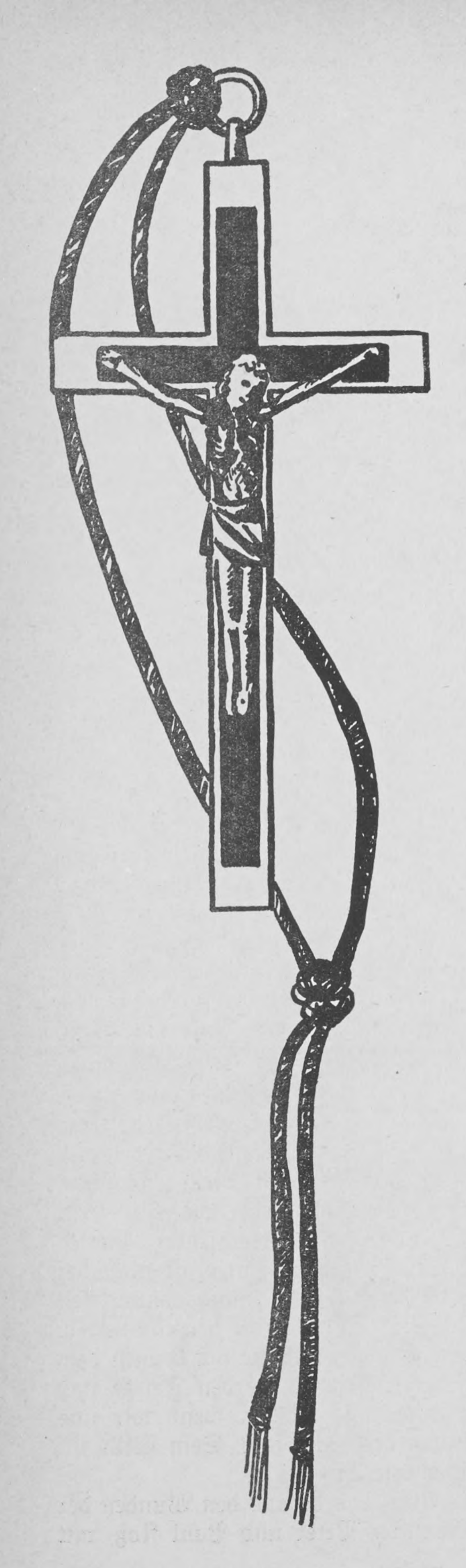
Juni 1952



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

Rom — Das alle sechs Jahre stattfindende Generalkapitel der Oblaten ist von P. General Leo Deschatelets O.M.J. auf den 1. Mai 1953 in Rom festgelegt und einberufen worden. An ihm nehmen außer der Patres der Generalverwaltung alle Provinziale der einzelnen Provinzen und Missionsgebiete zusammen mit je einem von der Provinz gewählten und delegierten Pater teil. Auf dem letzten Generalkapitel von 1947 waren es 72 Oblaten, die die gesamte Genossenschaft in aller Welt vertraten. Ein Kanadier, der hochwürdigste Pater Leo Deschatelets O.M.J., wurde damals um Generaloberen, und ein weiterer Kanadier, Pater Joh. Bökenföhr O.M.J., zum Generalassistenten erwählt. Der höchste Verwaltungsrat der Genossenschaft der Oblatenmissionare besteht aus einem Generaloberen, sechs Generalassistenten, einem Generalökonom und einem Generalprokurator, d.h. Vertreter der Oblatenmissionare beim Heiligen Stuhl. Während der Generalobere für Lebzeiten erwählt wird, sind die sechs Generalassistenten alle sechs Jahre zu ernennen.

Vikariat Mackenzie — Der „fliegende Pater" des hohen Nordens, Pater William Leising O.M.J., hatte im Februar ein böses Erlebnis. Wir hatten das Radio darüber berichten hören. Pater Leising O.M.J. suchte, zusammen mit drei Oblatenmissionsbrüdern, von Edmonton nach dem 450 Meilen entfernten Forth Smith zu kommen. Unter den Oblatenbrüdern war auch Bruder Johannes Dougherty, der kurz vor dieser Reise hier in Battleford seine ersten Ordensgelübde gemacht hatte. Schwere Winde stemmten sich dem Missionsflugzeuge entgegen und Pater Leising verbrauchte mehr Gasolin als er voraussah. Fünf Meilen vom Flugplatz MacMurray's entfernt gelang es ihm zu landen. Daß sie so nahe ihrer Rettung waren, wußten unsere Missionare nicht. Einer der Brüder machte sich auf den Weg nach MacMurray. Als er dort, erschöpft und halb erfroren, nach 15 stündlichen Marsch ankam, fand er seinen Piloten und Mitreisenden bereits im Städtchen. Die von Edmonton aus sofort eingesetzte Hilfsaktion hatte unsere Oblatenmissionare inzwischen in der verschneiten Wildnis gefunden und nach MacMurray genommen. Wie uns berichtet wird, haben Pater Leising und die drei Oblatenbrüder ihre gefährliche Missionsfahrt ins Land der Eskimos gut überstanden.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. Juni 1952, Battleford, Sask. No. 9

Dies und Das

Rot Es gibt ein Rot des Verderbens und es gibt ein Rot der Erlösung. Rot ist die Farbe des Blutes. Ungehemmt fließt rotes Blut auf Erden. Ungehemmt wühlen Haß und Wut, immer neue Schrecken durch die Welt treibend. Sie wollen das Rot des Blutes, denn dieses Blut soll vernichten, was dem uns von ihnen versprochenen „glücklicheren Zeitalter" im Wege steht.

Es will diese schönere Zukunft jedoch nicht kommen, und der Menschheit Blut verrinnt im Sand, die Erde tränkend, die da gebiert ewig neuen Haß, ewig neue Zerstörungswut und Not und Qual ohne Ende.

Warmes Blut floß vom Kreuze unseres Herrn Jesus Christus. Im Zeichen dieses Erlöserblutes steht uns Katholiken der Monat Juni. Wir haben ihn dem göttlichen Herzen Jesu geweiht. Jenem Herzen, das uns den Preis gezeigt, der für das von uns ersehnte neue Zeitalter gezahlt werden muß. Und dieser Preis heißt: Etwas muß vernichtet werden, wenn die Welt bessere Tage sehen will. Nicht die Städte des Nachbarn, auch nicht sein Leben müssen aus dem Weg geräumt werden, ich muß mich selbst vernichten lernen. Ich muß in mir zum Sterben bringen die Gewalten des Bösen, damit das ewig Gute, damit die Gottähnlichkeit im Menschen auferstehe und lebe. Ist der Mensch bei Gott, dann werden auch wieder unter uns sein Gerechtigkeit, Güte, Menschenliebe und die Freude am Edlen.

Im blutroten Meßgewand begann die Kirche dieses Jahr den Monat Juni. Sie feierte Pfingsten, das Hochfest des Heiligen Geistes. Rot ist die Farbe, mit der die Christenheit das brausende, göttliche Leben dieses Geistes bezeichnet. Neue Menschen will Er schaffen, der Geist von oben. Neue Menschen, so glühend in Wahrheit und Liebe, wie es in Gott dem Dreieinigen seit Ewigkeiten flutet. Gottes sind Himmel und Erde und Gottes ist auch der Menschengeist. Und wie Friede und Ordnung seit Anbeginn herrschen dort droben in den unübersehbaren Welten der Sterne, weil sie sich beugen dem großen Gesetze des Herrn, so werden Friede und Ordnung auch unter uns weilen, wenn wir uns beugen dem Willen des Schöpfers. Sein Wille ist, daß wir so werden wie Er.

Rot war das Blut, das da aus den Wunden der zwei großen Martyrer Peter und Paul floß, mit

deren Fest die Kirche den Monat Juni beschließt. Rote Heilige waren sie, denen die Liebe zum Echten und zum Wahren mehr galt als das Leben. „Wer sollte uns jetzt noch trennen von der Liebe Christi? Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Heerschaften noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Mächte, weder Hohes noch Niederes, noch sonst etwas Erschaffenes wird uns scheiden können von der Liebe Gottes, die da ist in Christus unserem Herrn!"

Mit diesem Liede in brennender Seele starben sie unter dem Schwerte der Welt, weil sie rein bleiben wollten von aller Schuld menschlicher Selbstsucht und irdischer Verblendung.

Priestermonat Dieses Rot brauchen wir, nicht das Rot, das da die schmetternren Fanfaren der Welt umflattert. Am 11. Juni feiern wir das Fest des Apostels und Martyrers Barnabas. Von ihm erzählt uns die Geschichte, daß er im Jahre des Herrn 65 auf der Insel Cypern seiner Gottespredigten wegen gesteinigt worden sei.

Am St. Barnabasfest dieses Jahres hat der Bischof der Kirche hier in Battleford wieder zwei jungen Männern das Sakrament des Priestertums erteilt. Kraft seines Amtes als Nachfolger der Apostel hat er ihnen himmlische Gewalten gegeben, auf daß sie hinausziehen in die Welt und Zeugnis geben jener Wahrheit und heiligen in derselben Wahrheit, für die Peter und Paul und Barnabas starben.

Eine Religion großer Geheimnisse ist das Christentum. Geheimnisvoll ist seine Lehre, geheimnisvoll ist der uns vom Heiland gelehrte Weg durchs Leben, und geheimnisvoll ist der Gottesdienst. Geheimnisvoll ist uns die Grundwahrheit unseres Glaubens, das Leben des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Geheimnis ist die Menschwerdung der zweiten göttlichen Person. Geheimnis sind seine Kreuzesleiden, Geheimnis sind die sieben Sakramentenwege der Gnade in die Seele des Menschen, Geheimnis ist das hochheilige Meßopfer, und Geheimnis ist das Gottvertrauen, das von uns verlangt wird, wenn wir die Kreuze des Lebens und der Buße schleppen. Wir können diese Dinge nicht begreifen. Wir wissen jedoch, daß unsere Religion nicht auf dem Verstehen dieser Dinge ruht, sondern auf dem Glauben an eben diese unerfaßbaren, durch Gott uns offenbarten Geheimnisse.

Geheimnisvolle Kräfte werden auch dem von Christus eingesetzten Priestertum verliehen. Des Priesters überirdische Kräfte zu segnen, zu vergeben, zu begnaden und an Christi Stelle das geheimnisvolle Opfer des Leibes und Blutes unseres Herrn dem ewigen Vater zu opfern, sind dem Priester gegeben, damit er auf Erden weiter tue, was Christus getan, als Er unter uns wandelte. Der Priester soll lehren, leiten und heiligen, wie Gottes Sohn der Wahrheit Zeugnis gab; wie Christus als guter Hirt die rechten Pfade wies und als Mittler zwischen Erde und Ewigkeit des Menschen Gottähnlichkeit wieder aufbaute.

Eines der größten Geheimnisse im Priesterleben ist das Gesetz, daß der Priester auch mitzahlen muß den Preis, den der Erlöser für sein Werk geopfert. Das Rot des Heilandgeistes und das Rot des Heilandblutes gehört zum Priesterleben wie das Amen zum Vaterunser. Hat der Priester den Mut, sich wie Christus selbst zu vernichten, und zwar nicht nur durch äußerliche Arbeit, sondern ganz besonders durch die innere Heiligkeit, dann wird er sein Blut dahin fließen sehen. Und dieses Blut wird sein wie das Martyrerblut Petri und Pauli und des heiligen Barnabas. Gibt er sich nicht ganz dem Dienste seines Meisters hin, kann es möglich werden, daß er am Ende seines Lebens steht wie Judas, der erste Priester ohne Christusliebe.

Wir feiern Priesterweihe und Primiz immer sehr hoch. Ein Priestersohn ist der Stolz der Familie und der Stolz der Gemeinde. In uralten Zeiten weihte die Kirche ihre Priester viermal im Jahre, zur Zeit des Frühlings, zur Zeit des Sommers, im Herbst und im Winter. Drei Tage vor der Weihe betete und büßte die ganze Christenheit mit den Weihekandidaten, auf daß Gott sie segne und ihnen ganz besonders die große Gnade der Heiligkeit gebe. Diese drei Bet- und Bußtage nannte man Quatembertage. Immer noch halten wir diese Quatembertage. Leider haben wir schon längst vergessen, daß der Sinn dieser Tage im Beten und Opfern für die Priester liegt.

Unsere Neugeweihten Geweiht wurden am 11. Juni Johannes Doetzel O.M.I., aus Primate, Sask., und Vinzent Sonntag O.M.I., aus Goodsoil, Sask. Waldemar Reschny O.M.I., aus Großwerder, Sask. und Antonius Schmidt O.M.I., aus Allan, Sask., gehören demselben Jahrgang an. Da sie jedoch das notwendige Alter noch nicht erreicht haben, werden sie mit ihrer Weihe zum Priestertum noch warten müssen. Als fünfter der Klasse

unserer Priesterkandidaten ist Mattheus Kotowich O.M.I., aus Cooks Creek, Man., der dem ukrainischen Ritus angehört. Ihm wird der ukrainische Bischof von Saskatoon hier in unserer Seminarkapelle im Laufe dieses Monats die ersten Weihen erteilen, um ihn dann später zum Priester erheben zu können.

Es ist dies das erste Mal in der Geschichte Battlefords, daß wir neben unseren römisch-katholischen Priesterkandidaten auch einen griechisch-katholischen jungen Oblaten an den Altar führen. Unsere Kirche ist die allgemeine Kirche Jesu Christi, und unsere St. Marien-Oblatenprovinz befaßt sich mit der Seelsorgearbeit unter den nicht englisch- und den nicht französischsprechenden Einwanderern des Landes, ganz gleich ob römisch- oder riechisch Katholisch.

Schön ist das Werk und gesegnet von Gott.

Allen unseren Neupriestern und ihren Familien unsere herzlichsten Glückwünsche!

25 Jahre Priester Diesen Sommer begehen drei Oblatenpatres das Fest ihres silbernen Priesterjubiläums. Es sind das der hochwürdigste Pater Joh. Böckenföhr O.M.I., früherer Provinzialoberer unserer St. Marienprovinz und heute Generalassistent der Oblaten in Rom; der hochwürdigste Pater Stan. Wachowicz O.M.I., unser jetziger Provinzialoberer, und Pater Kasimir Holick O.M.I., Pfarrer von Lintlaw, Sask. Pater Holick stammt aus der Battleforder Gegend. Über die Patres Böchenföhr und Wachowicz werden wir auf anderer Seite berichten.

Unseren Silberjubilaren Gottes Segen!

— Der Schriftleiter

* * *

Der junge Priester.

Morgen, morgen klingen Glocken
Jubelndes Geläut.
Künden mir mit mächt'gen Tönen:
Gott bin ich geweiht!

Vor dem Kreuze leg' ich nieder,
Alles ird'sche Glück.
Ew'ge Liebe, ew'ge Freude
Gibt mir Gott zurück.

Alles Wünschen leg' ich nieder
Nur das eine nicht:
Kraft zu haben, wie die Helden,
In dem Kampf ums Licht.

Alles weißt du, Herr, was wogend
Mir vorm Herzen steht.
Morgen, morgen klingen Glocken —
Höre mein Gebet!

Stefanie Seubert.

* * *



Höflichkeit ist eine Münze, die nur den bereichert, der sie gibt.

Nur der ist wahrhaft arm, der weder Geist noch Kraft hat.

Bekehrungsüberfälle auf katholische Pfarrhäuser

von P. Joseph Schneider, O.M.J.

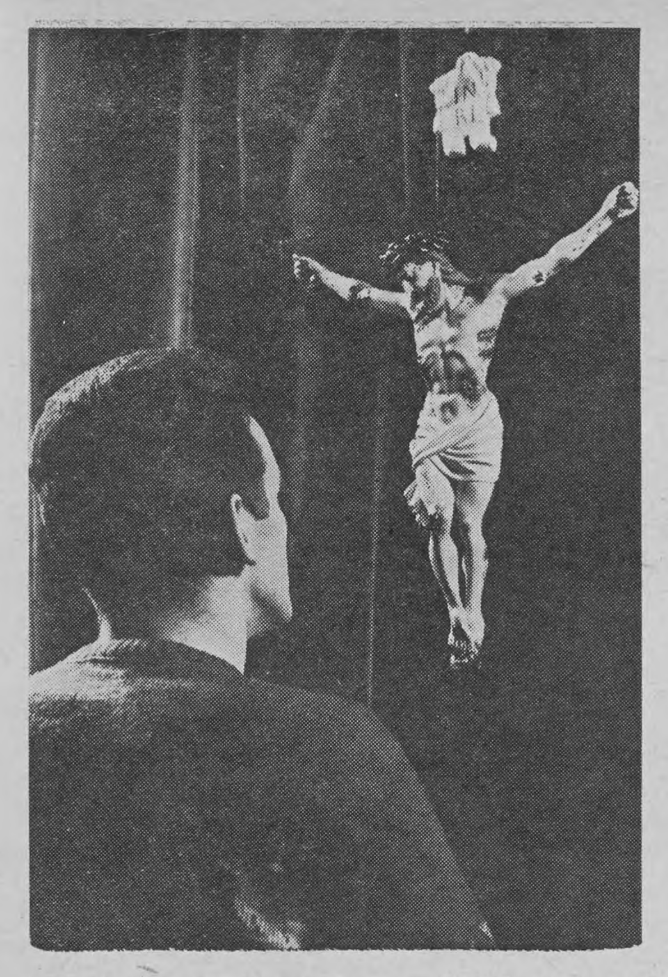
Diesmal war es nicht das Radio, das mit seinen Sonntagsvorträgen aus den verschiedensten Kirchen gar unfein an die tiefsten Falten meiner Seele rührte; es war ein Brief aus Winnipeg. Er kam mir unerwartet ins Zimmer geschneit. Redete mich an als „Bruder in Christo". Wimmelte von Bibelsprüchen mit den genauesten Angaben über Ort und Stelle, wo sie zu finden sind. Schloß mit Grüßen in der Liebe des Herrn. „Wie rührend, sagte ich mir. Nimmt sich mit seinen vielen Unklarheiten aus wie ein Schrei aus der Tiefe." Ich dachte, er käme von einer wahrheitssuchenden Seele.

Ein zweiter Brief sollte mich jedoch eines Anderen belehren. Die Schreiberin suchte nicht die Wahrheit; es war gerade umgekehrt. Sie versuchte mir ihre halbverdaute Bibelforschung aufzudrängen. Diese Überzeugung wurde in mir bestärkt als ich herausfand, daß anderen Priestern dasselbe Gemüse auf den Tisch geflattert war.

Als ich es mir näher überlegte, konnte ich mich des Mitleids nicht erwehren. Die Worte des Völkerapostels kamen mir in den Sinn: „Sie haben Eifer, aber ohne Einsicht!" Ja, welchen Eifer diese Menschen doch auf ihr Geschäft verwenden! Spüren all die Adressen der Priester auf. Verfassen mit der Bibel neben sich, seitenlange Briefe und schreiben sie mit der Hand! Welche Opfer an Zeit und Tinte und Freimarken, und vielleicht sogar an notwendiger Nachtruhe! Ist das nicht rührend? Und doch wieder, welche Verschwendung wegen Mangels an Einsicht!

Gibt sich die Schreiberin wirklich der Hoffnung hin, uns Priester mit ihrem Gemisch von Kartoffelsaft, Grünsuppen und Terpentin zu verwirren? Uns mit ihrer homebrew aus dem Sattel zu heben? Und aus dem breiten klaren Strom der Una Sancta (der Einen Wahren Kirche) in die Salztümpel des Sektierertums hinüber zu ziehen? Welche Zumutung! Aber auch welche Anmaßung! Erbärmliche Nullen und Nichtswisser auf theologischem Gebiet, die selbst von ernsten Protestanten mit Verachtung gestraft werden; denen für die Erfassung des Buches der Bücher jede Voraussetzung fehlt; die mit einem Fingerhutvoll unverstandener Schriftworte hausieren gehn: Sie pochen an die Pfarrhaustür, um uns das öde Sammelsurium ihrer Giftmischerei anzubieten; Männern, die dank ihrer Erziehung und ihres lebenslangen Studiums himmelhoch über sie hinaus ragen. Welche Selbstüberschätzung. Welche Verbortheit!

Die Verwunderung wuchs in mir, als ich mir die einzelnen Punkte der zweiten Epistel näher betrachtete. Wie vorauszusehen, enthielten sie nichts Neues. Keine zu kräftige Lockspeise, die die Neugierde hätte wecken und die Aufmerksamkeit fesseln können. Es waren althergebrachte Brocken aus der katholiken-feindlichen Rumpelkammer. Die standard Anklagen gegen die katholische Weltanschauung. Herausgenommen aus der Sammelmappe der freien Bibelforscher, die schon bei den allergewöhnlichsten katholischen Menschen keinen Eindruck mehr machen. Sie muten an wie die fixen Ideen verwirrter Köpfe, die trotz tausendfacher Klärung und Widerlegung nicht abgeschüttelt werden können. An der Spitze stand natürlich der Anspruch, persönlich den Hl. Geist als unfehlbaren Lehrer bei der Bibelauslegung zu besitzen. Es folgte die Anklage, daß wir durch die Lehre der Unbefleckten Empfängnis die Mutter Christi Gott gleichstellen; denn gemäß der Schrift sei kein Erdgeborener ohne Sünde. Dann brach die Abneigung gegen Papst und Kirche durch. Die Kirche ruhe nicht auf Petri Person und Amt als ihrem Felsenfundament,, sondern auf Christi Gottheit, die er so glorreich bekannt habe mit den Worten: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" Infolge dessen sei das Oberhirtenamt der Päpste eine menschliche Erfindung und beruhe nur auf der Anmaßung und Machtgier der Römischen Bischöfe.



Die Gnade der Berufung zum Priestertum muß erbetet werden. Eltern und Söhne beten heute viel zu wenig. Darum der erschreckende Priestermangel.

Ich wußte zuerst nicht, ob ich den hingeworfenen Fehdehandschuh aufheben und mich auf den angebotenen Zweikampf einlassen sollte. Nach einigem Nachdenken entschloß ich mich, die Angelegenheit ruck-zuck im Telegraphenstile abzutun. Die Antworten wurden aus dem Stegreif auf ein Blatt Papier geworfen, in den Umschlag gesteckt und an die Post geben. Suchte in meiner Entrüstung so viel Ruhe und Schonung hinein zu packen wie ich konnte. Es lautete etwa folgendermaßen:

Ihr wollt den Hl. Geist besitzen? Unmöglich! Denn Er ist kein Geist des Widerspruchs und der Confusion. Ihr aber widersprecht euch selbst und untereinander auf Schritt und Tritt!

Wir stellen die Mutter Jesu auf gleiche Stufe mit dem Unerschaffenen? Wir denken nicht daran! Denn ihre Sündenreinheit war eine reine Gabe der göttlichen Güte und wurde ihr von ihrem Sohn am Kreuz verdient. Sündenlose Heiligkeit ist bei Gott ein Wesensattribut (Eigenschaft); beim Geschöpf, wenn es sie ausnahmsweise besitzt (wie Adam und Eva im Stand der Urgerechtigkeit), ist sie eine unverdiente Gabe der göttlichen Huld.

Das Oberhirtenamt des Petrus eine menschliche Erfindung? Wie wird eine solche Auslegung dem Evangelium gerecht? Ist sie nicht eine Verzerrung des ganzen Berichtes Wo bleibt insbesondere dessen zweiter Teil: „Dir will ich die Schlüssel in meiner Kirche geben. Was du auf Erden binden und lösen wirst, wird in Himmel gebunden und gelöset sein“? Wo bleibt die ergänzende Botschaft aus den 40 Tagen nach der Auferstehung: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“? Was wird aus der Tatsache der Namensänderung des Apostels, auf die der Herr schon bei der erstern Begegnung hinwies?: „Dein Name ist Simon; du wirst aber einmal Petrus heißen“. Selbst Professor Harnack, der freisinnige und freigläubige Hofprediger Kaiser Wilhelms I. bestätigt unsere Auffassung. Er anerkennt Mt. 16, 18 als die Stiftungsurkunde des Papsttums. „Wenn ein Sinn in jenen Worten steckt, bekennt er, dann ist es der, den die Kath. Kirche darin findet“.

Anmaßung auf seiten der Tiaraträger? (Tiara ist die päpstl. Krone). Wir sagen: Nennt sich nicht der Papst den Knecht der Knechte Gottes? Den ersten unter vielen Brüdern? Und wo liegen Stolz und verwerfliche Anmassung? Dort, wo 400 Millionen Gläubige in Demut und Gehorsam dem einen Haupt sich unterwerfen? Oder dort, wo jeder Strohmann in dreister Selbstüberhebung behauptet in der Religion sein eigener Herr zu sein?

So oder ähnlich lautet meine kurz gefaßte Antwort. Doch damit war die Sache bei mir persönlich bei weitem nicht erledigt. In meinem Hinterstübchen woben sich die Gedanken darüber tagelang weiter und kondensierten sich langsam zu einer Wolke unbegrenzten Bedauerns. Wo seid ihr nur hingeraten?, rief ich im Stillen manchmal aus, ihr die ihr die Bibel und ihre freie Erforschung als einzige Glaubensquelle bezeichnet? Habt ihr euch nicht damit einen tödlichen Fallstrick gedreht? Ein solcher Grundsatz schließt doch von vorneherein die Benutzung wesentlicher Hilfswissenschaften und kritischer Methoden bei der Festlegung ihres wahren Sinnes aus. Verblockt für immer die Möglichkeit, je zum vollen Verständnis der göttlichen Botschaft zu gelangen. Ein solches Verhalten verkrampft sich

im toten Buchstaben. Er ignoriert die Tradition (Überlieferung) der christlichen Jahrhunderte, die geschichtliche Erforschung der Vergangenheit, die Gesetze der Seelenkunde und sogar die Forderungen des gesunden Menschenverstandes.

Wer die Bibel allein in Sachen der christlichen Religion als zuständig erklärt, überschaut den Charakter der Kirche als einer lebendigen Gemeinschaft, die das Erbgut der apostolischen Lehren, Übungen und Gebräuche von Geschlecht zu Geschlecht weitergibt. Er nimmt die Kirche Christi als ein totes Gefüge, das im Bibelbuchstaben erstarrt und keiner lebenden Funktionen mehr fähig ist. Diese bedauerliche Einstellung hat zur Verachtung all der Zeiten geführt, die der Umwälzung des 16. Jahrhunderts vorangingen. Wie unklug, wie gefährlich! Denn es sind doch gerade jene Zeitabschnitte, die der Urkirche am nächsten standen und am besten wußten, was der Herr mit seiner Predigt gemeint hat. Ist es nicht Wahnsinn, jene Jahrhunderte mit der Schwarzen Legende abtun zu wollen?

„Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht schwarz g'nug war . ."

Was nützt es hartnäckig und unbelehrbar vom Mittelalter zu reden, ohne die Lichter und Lichtchen zu sehen, die lieb und fein wie vom Himmel her diese Dunkelheit durchglüht? Zugegeben, daß es dunkel und barbarisch war, darf man es deshalb völlig unbeachtet in der Versenkung liegen lassen? Hat es deshalb nicht den geringsten Wert in der Erforschung des Geistes Jesu Christi und der Glaubensbotschaft seiner Apostel? Wer möchte das behaupten?

Das einseitige Sichverschwören auf die Bibel führt auch zum Zusammenstoß mit den Gesetzen der Seelenkunde. Das tritt besonders in der schroffen Ablehnung des Pasttums hervor. Ist dieses nicht eine geschichtliche Gegebenheit? Es steht heute, nach 1900 Jahren fester da denn je und ist einer der größten Faktoren im Kulturleben der Menschheit. Ist es wissenschaftlich, ihm auf Grund willkürlicher Bibelauslegung die Daseinsberechtigung abzusprechen? Der Papst hat so viel Gewalt wie alle Bischöfe und Priester der Kirche zusammen genommen. Wie konnte der Vatikan, rein menschlich gesprochen, aus Ehrgeiz oder Herrschsucht solche Machtfülle in seiner Hand vereinen? Hätten die großen Männer jener Zeit, wie z.B. ein Cyprian von Karthago (um 250) sich je in das Joch des



Alle Arbeit ist Dienst. Der höchste und der edelste Dienst ist der Priesterdienst. Dieser junge Mann hat sich dazu entschlossen. Durch Gebet und ernstes Studium bereitet er sich vor, einmal allen alles sein zu können: Gott und den Menschen!

Römischen Bischofs einspannen lassen? Hätten sie nicht gegen sein Tun und Treiben den flammendsten Protest erhoben? Und gesetzt den Fall, dem Bischof von Rom wäre im Aufbau seiner beherrschenden Stellung alles nach Plan gelungen, wie konnte er sie bis auf den heutigen Tag erhalten? Es ist dem nachdenkenden Verstand ein unerklärliches Rätsel. Es ist im Licht der Welt- und Völkergeschichte eine Unmöglichkeit. Ungerechte Tyrannei wirkt stets wie eine Herausforderung und schafft wie Dynamit. Es wäre heut noch eine Kleinigkeit sich von Rom zu trennen und den Papst auf sein Gebiet zurückzuweisen; er könnte es in keiner Weise verhindern. So wie England (unter Heinrich VIII.) und Byzanz (um 980) sich aus nationalistischen Gründen von ihm losgesagt, so könnte es die ganze Welt. Und doch fällt es den 400 Millionen seiner Schäflein nicht im Traume ein. Sie wissen: Wo Petrus ist, da ist Christus. Gegen die Tatsachen muß eine jede Stelle der Bibel, jedes Wort in ihr das auf Petrus Bezug hat, mit äußerstem Feingefühl und nüchternstem Wirklichkeitssinn abgewogen werden. Nur das wird den ernsten Forderungen der Seelenkunde gerecht.

Das krampfhafte Sichfestlegen auf die Bibel führt

unvermeidlich zum Konflikt mit dem gesunden Menschenverstand. Denn wie läßt sich die angebliche Geisteserleuchtung mit dauerndem Widerspruch in der Lehre vereinbaren?

Widerspruch ist unleugbar da. Das beweist die Aufsplitterung in zahllose Sekten. Die Uneinigkeit der Prediger untereinander. Die Kampfstellung der Gemeindemitglieder in derselben „Kirche" in Sachen desselben Lehrgegenstandes. Wer Verstand hat, fragt sich, was wohl der Hl. Geist mit einem solchen Glaubenssystem zu tun haben mag. Er kommt auch früher oder später zu dem Schluß, daß die Bibelstelle vom „Geist der Wahrheit" anders zu nehmen ist als die Bibelpropheten es wollen. Daß sie nur auf die Lehrautorität der Kirche anzuwenden nicht auf alle Einzelglieder der Kirchengemeinschaft auszudehnen ist. So hat es ja die wahre Kirche Christi stets gehalten. Sie steht in heiliger Schauer vor der Wirksamkeit des Geistes in den Sakramenten, wo immer er sich als Heiligmacher betätigt; in den Seelen, denen er täglich und stündlich nachgeht in geheimnisvollem Gnadenwirken; in den Sündern, um deren Herzen er Faden webt, um sie ans Gestade einer glücklichen Ewigkeit hinüber zu ziehen; in den Gerechten, die er von unklarem Liebesstreben zur höchsten Innigkeit der Gottesfreundschaft hinauf zu heben sucht.

Vor dieser Welt der Geistestätigkeit auf Erden steht sie mit ehrfurchtsvollem Staunen. Aber sie weigert sich entschieden, ihn als unfehlbaren Lehrer der Einzelseele in Glaubenssachen und in Festlegung des Sinnes der Bibel anzuerkennen. Dieses Charisma gehört nur der Kirche als Gesamtheit zur Sicherung ihres Fortbestandes. Es kann nur von Papst und Bischöfen zusammen beansprucht und ausgeübt werden. Diese Erklärung fordert der gesunde Verstand, der ruhiges, leidenschaftsloses Urteil mit edler Begeisterung für die Bibel verbindet.

Den schreiendsten Zusammenstoß mit der Vernunft verursacht bei den Bibelforschern ihr unversönlicher Haß gegen die Mutter Christi. Wo in der Welt hängen zwei Wesen enger zusammen als Mutter und Kind? Es ist ein Trauerspiel, wenn der Tod sie auseinander reißt. Grausamer noch ist's, wenn man sie im Leben ohne zwingenden Grund voneinander trennen will. Aber gerade das ist bei den Forschern mit Bezug auf Jesus und seine Mutter zur Mode geworden. In ihnen brennt eine krankhafte Sucht, die beiden gegen einander auszuspielen; einen Keil zwischen sie zu treiben;



„Empfange den Heiligen Geist", sagte der Bischof am Tage der hl. Priesterweihe. Mit Tränen in den Augen schauten die Priestereltern an jenem Tage auf ihren Priestersohn.

eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen aufzureißen. Und solch ein Mißbetragen suchen sie mit unverstandenen Bibelworten zu begründen.

Ist aber nicht gerade hier die Befragung der apostolischen Zeit von nöten? Maria hat wenigstens noch 15 Jahre nach des Herrn Himmelfahrt gelebt. Die Apostel und ihre Schüler wußten genau, daß Jesus ihr einziger gewesen. Ihre Überzeugung hat sich in zahlreichen Kirchengebeten vom Credo bis zum Confiteor kristallisiert. Warum beugt man sich nicht in Demut vor der Stimme der ersten Zeit? Zwei Jahre vor Luther's Abfall von der Kirche hat Rafael die Sixtinische Madonna gemalt. Betrachtet man das Bild genau, dann meint man, der Künstler hätte die Mißhandlung der Mutter des Herrn durch die Religionsneuerer vorausgesehn. Sie scheint sich dagegen zu entrüsten und zu wehren;ihre drohende Haltung deutet darauf hin.



Das heiligste Amt des Priesters vollzieht sich während des Meßopfers. Kraft seiner priesterlichen Gewalt opfert er dem himmlischen Vater den Gottessohn, und in Jesus Christus auch sich und die Gemeinde.

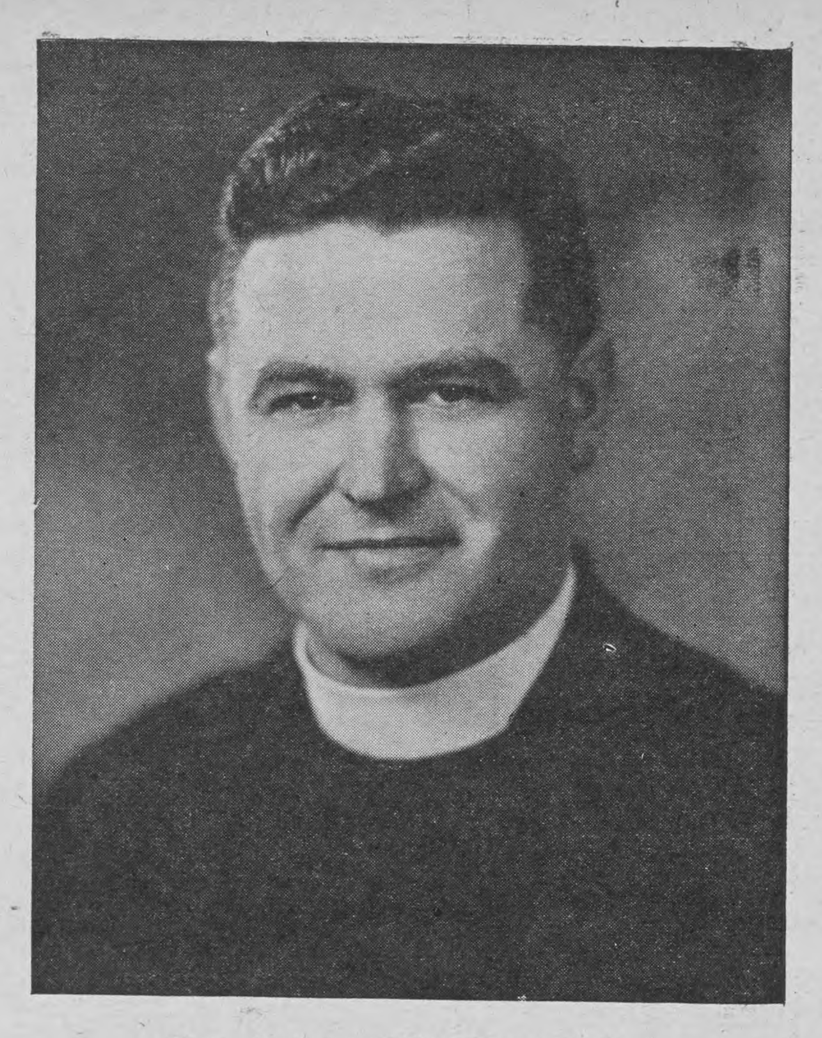
Es ist als riefe sie ihnen zu: „Weg von mir alle, die ihr mich von meinem Kinde trennen wollt, von meinem und des ewigen Vaters Sohn! Ein Kind läßt sich nicht von seiner Mutter scheiden. Was Gott zusammen gefügt hat, das soll kein Mensch je trennen. Was aber hat er enger miteinander verknüpft als mich und seinen Sohn!"

Sie scheint auch eine Warnung hinzu zu fügen: „Mir ist er anvertraut; niemand kann mir ihn ungestraft entreißen. So habt ihr nur eine Wahl: entweder nehmt ihr uns beide oder ihr werdet mich und ihn verlieren." Diese und ähnliche Gedanken knüpft der evangelische Pfarrer Lortzing an jenes berühmte Muttergottesbild.

Max Jungnickel und andere Geistesmänner aus dem nicht-katholischen Lager stimmen ihm bei: „Uns fehlt Mutter Maria. Wir müssen sie zurückholen. Wie eine Rose wird sie aufsprossen aus dem kalten Steinboden unserer Kirchen. Und dann werden wir sie mit Feldblumen und Baumzweigen schmücken und ihre Heimsuchung feiern. . . Und wir werden die warmen Marienlieder singen, die so schön sind als wären sie mit Mondstrahlen geschrieben oder als hätte sie der Tau ins Land geträufelt. Sie, die einst gesprochen hat „Hier ist des Herren Magd", ist auch eines evangelischen Kirchenliedes wert."

Uns Katholiken sind all diese Dinge so klar. Ein

Unsere Jubilare



Pater Johannes Bökenföhr, O.M.J.
Generalassistent

Diesen Sommer begehen zwei Oblatenpatres ihr silbernes Priesterjubiläum, deren Namen tief mit der Entwicklung unserer St. Marienprovinz verbunden sind. Es sind das der hochw. Herr Generalassistent Joh. Bökenföhr O. M.J. und der hochw. Herr Provinzial Stanislaus Wachowicz O.M.J.

Unsere Provinz hat sich seit Beginn ihres Bestehens, und die Patres der Provinz bereits vor 1926, dem Gründungsjahr der St. Marienprovinz, mit der Seelsorge der deutsch- und polnischsprechenden Einwanderer befaßt. Pater Bökenföhr O.M.J., dem die Leitung unserer Provinz sieben Jahre lang anvertraut war, verkörpert die deutsche Arbeit unserer Patres, während Pater Wachowicz O.M.J., unser gegenwärtiger Provinzialobere, der Vertreter aller kanadischen Oblatenarbeit unter den Polen ist.

Pater Johannes Böckenföhr O.M.J.

Pater Johannes Böckenföhr war am 28. Januar 1903 in West-Point, Omaha, U.S.A., geboren. Seine Eltern siedelten sich später in der Nähe von Edmonton an. Sie sandten ihren Sohn Johannes in das St. Johannes-Oblatenkolleg- nach- Edmonton. Im Jahre 1921 trat Pater Bökenföhr O.M.J. ins Noviziat der Oblaten ein. Seine philosophischen und theologischen Studien absolvierte er in Edmonton und in Lebret, Sask. Am 10.

Wanderer, der auf sonnenbestrahlter Berghöhe weilt, überschaut die Landschaft in all ihren Umrissen; nichts kann seinem Blick entgehen. Wer dauernd tief unten im Tal im dichten Nebel sitzt, sieht keine zwei Schritte weit. Baut sich in seiner Phantasie eine Welt zurecht, die garnicht besteht und weit entfernt ist von der Wirklichkeit. Das Schlimmste daran ist, der arme Tropf merkt nicht einmal, daß er sich selber an der Nase herumführt!

So kannst du dir denken, lieber Leser, was aus dem Bekehrungsangriff geworden ist. Er ist abgeblitzt wie der Speer des Siegfried an der eisenharten Panzerhaut des Drachen. Die Bräu der falschen Lehre ist abgelaufen wie Wasser am fettigen Gefieder einer wilden Ente.

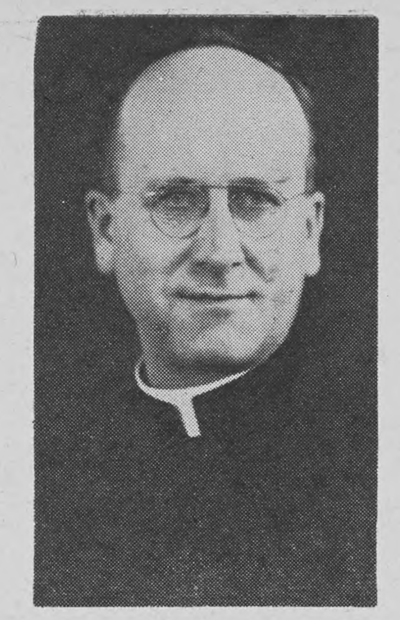
Juli 1927 wurde er zum Priester geweiht.

Seine erste Anstellung erhielt Pater Bökenföhr O.M.J. in unserem früheren St. Paul's Kolleg zu Winnipeg. Bereits im Jahre 1932 wurde Pater Bökenföhr O.M.J. zum Provinzialökonom der St. Marienprovinz ernannt. Ein Posten, der ihn in die Leitung der Provinzgeschäfte einführte. Pater Bökenföhr arbeitete zu gleicher Zeit als Kaplan an der St. Marienkirche, Regina. Um diese Zeit gründete er, zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Pater A. Schaller O.M.J., den St. Marienboten.

Vier Jahre später, im Sommer 1936, wurde Pater Bökenföhr von den Lasten der Provinzgeschäfte befreit. Seine Oberen, die inzwischen das große Predigertalent des jungen Paters entdeckt hatten, setzten ihn in die Volksmissionsarbeit. Von 1936 bis 1938 arbeitete Pater Bökenföhr auf den Kanzeln Kanadas und der Vereinigten Staaten, dazu wurde er 1937 noch zum Mitarbeiter des bekannten Fliegerpriesters Paul Schulte O.M.J. ernannt, der die Mivavereinigung zum Zweck der Heranschaffung von Verkehrmitteln (Missionsflugzeuge, Missionsschiffe, Autos, Motorräder usw.) für Missionare gegründet hatte.

Im Sommer 1938 fuhr unser damaliger Provinzial, Pater Phil. Funke O.M.J., nach Rom, um an der Generalversammlung der Oblaten teilzunehmen. Pater Funke ernannte Pater Bökenföhr zum stellvertretenden Provinzialoberen.

Mit dieser Ernennung begann Pater Bökenföhr seine Laufbahn in der Leitung der Provinz und des Ordens. Ein Jahr später wurde Pater Bökenföhr zum



**P. Stan. Wachowicz, O.M.J.
Provinzial**

Pfarrer und Superior von St. Marien, Regina, und vier Monate darauf zum Provinzialoberen der St. Marienprovinz ernannt. Als Oberer der Provinz befaßte sich Pater Bökenföhr ganz besonders mit dem Aufbau gediegener Arbeit unter unseren deutsch- und polnischsprechenden Katholiken und mit der Vertiefung des Priestertums unter den ihm unterstehenden Patres. Er drängte auf deutsches und polnisches Predigen, auf beste Redagierung und Verbreitung des Marienboten und unserer polnischen „Gazeta Katolicka", auf Sprachstudien in unserem Oblatenseminar zu Battleford, und auf echten Priestergeist in jedem Herzen der Patres.

Von Januar 1940 bis zum Mai 1947 leitete Pater Bökenföhr unsere Provinz. Im Februar 1947 begab er sich nach Rom, um an der Generalversammlung der Oblaten aller Welt teilzunehmen. Im Mai desselben Jahres wurde uns mitgeteilt, daß Pater Bökenföhr in Rom das Amt eines Generalassistenten – die von sechs Oblaten bekleidete, nach dem Generaloberen höchste Stellung im Orden – zu übernehmen habe.

Seit 1947 ist unser Jubilar nun in Rom. Seiner besonderen Sorge sind die Oblatenmissionen der amerikanischen Provinz von Bufallo zusammen mit den Niederlassungen in Brasilien und Japan, die Texasprovinz der Oblaten, die St. Marienprovinz von Regina, das nordkanadische Vikariat Whitehorse, und die Missionen der indischen Insel Ceylon sowie auch die Oblatenmissionen der Philippinen anvertraut. In die große Weltarbeit der Oblaten wurde Pater Bökenföhr als einer unserer höchsten Beamten gesandt. Wir freuen uns dieser pflichtschweren Anerkennung seiner Arbeitskraft und gratulieren ihm aus ganzem Herzen zum silbernen Jahrestag seiner Priesterweihe.

Pater Stanislaus Wachowicz O.M.J.

Unser gegenwärtiger Provinzial, Pater Stanislaus Wachowicz O.M.J., ist unseren Deutschen weniger bekannt. Pater Wachowicz entstammt einer polnischen Einwandererfamilie. Alle Jahre seiner Oblatentätigkeit verbrachte er unter den polnischsprechenden Katholiken unseres Landes.

Wir haben hier für jeden Pater unserer Provinz ein eigenes Fach, in dem wir die wichtigsten Daten seiner Lebensgeschichte und auch Bilder aufbewahren, die von seiner Arbeit erzählen. Das Fach unter dem Namen „Pater Wachowicz" enthält nur einen Bogen Papier, auf dem das Allernot-

wendigste verzeichnet ist. Pater Wachowicz ist die Einfachheit und die Bescheidenheit selbst. Wir wundern uns deswegen auch nicht, daß in seinem Fach auch nicht ein einziges Bild zu finden ist. Seit langem schon bitten wir ihn, uns doch eine Photographie zu schicken, damit wir endlich einmal ein anständiges Bild von ihm haben. Darüber geht Pater Wachowicz immer lächelnd hinweg.

Pater Provinzial Stan. Wachowicz O.M.J. war am 30. Januar 1902 in Skano, Alberta, geboren. Auch er besuchte das St. Johanneskolleg in Edmonton und ging zusammen mit Pater Bökenföhr im Herbst 1921 nach Lachine Locks, Quebec, um ins Noviziat der Oblaten einzutreten. Er studierte, wie Pater Bökenföhr, in Edmonton und Lebret, und wurde ebenfalls am 10. Juli 1926 in Lebret Sask., zum Priester geweiht.

Nach Beendigung seiner Studien sandten ihn seine Oberen nach Winnipeg, wo er Kaplan an unserer polnischen Heiligen-Geistkirche wurde. Sein erster Lehrmeister in der praktischen Priesterarbeit war der heute noch lebende Senior der polnischen Oblaten, der hochw. Pater A. Sylla O.M.J. von Rama, Sask. Im Jahre 1936 wurde Pater Wachowicz nach Melville, Sask. gesandt, um als Pfarrer die Seelsorge der dortigen katholischen Gemeinde zu übernehmen. Vier Jahre später wurde er Pfarrer der großen Heiligen-Geistgemeinde zu Winnipeg, und 1944 Mitglied des Provinzialrates von der St. Marienprovinz. 1946 ging Pater Wachowicz noch einmal als Pfarrer nach Melville, und verblieb dort bis zum Juli des Jahres 1950, bis zu seiner Ernennung zum Provinzialoberen der St. Marienprovinz.

Während Pater Bökenföhr das meist von Studenten aus deutschsprechenden Familien besuchte neue Knabenkolleg von North Battleford zu bauen begann, befaßte sich Pater Wachowicz mit der Sorge um Priesterberufe aus polnisch sprechenden Familien. Die neue Einwanderung polnischer Katholiken entwickelte sich während der letzten Jahre weit stärker als die deutsche Nachkriegseinwanderung. Voll sind besonders die Städte des kanadischen Ostens und Winnipeg von neuangekommenen Polen, die alle seelsorglich erfaßt werden müssen. Unter Pater Wachowicz's Leitung beginnen die Oblatenwerke von Toronto und Umgebung sich den Riesenaufgaben der neuen Umstände anzupassen. Neue Gemeinden werden übernommen, neue Patres müssen irgendwie gefunden werden, um die Arbeit leisten zu können. Zu gleicher Zeit drängt Pater Wachowicz stark darauf, daß hier im Seminar jedem polnischen Oblatenseminaristen das Polnische, und jedem Jungoblaten aus deutschsprechendem Hause das Deutsche beigebracht werde. Sein großes Ziel ist: Das Oblatenwerk unserer Provinz dort zu halten und weiter zu entwickeln, wo es wirklich hingehört: In der Seelsorge der Einwanderer, denen die englische Sprache nicht geläufig ist, denen deshalb das Wort Gottes in der Muttersprache gegeben werden muß.

Der Marienbote entbietet unserem Provinzialoberen, dem Pater Stanislaus Wachowicz O.M.J., hiermit aus Anlaß seines silbernen Priesterjubiläums seine herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Möge er uns noch recht lange erhalten bleiben!

Viele wollen heute nichts mehr wissen von dem demütigen, gehorsamen, geduldigen Jesus; sie wollen einen „heldischen" Jesus. Sie wollen stolze und aktive Menschen, welche „ihr Leben selbst bestimmen", keine „Knechtsseelen", keine passiven Menschen. Es ist ein folgenschweres Mißverständnis, daß Demut, Gehorsam, Geduld nur „passive" Eigenschaften seien; im Gegenteil erfordern gerade diese Tugenden höchste sittliche Kraft und Aktivität. Das wird man freilich dem vergebens sagen, der nie einen ernsten Versuch gemacht hat, diese Tugenden zu üben. Anderseits braucht man es dem nicht zu versichern, der mit den verderblichen Gewalten in seinem Innern ernstlich ringt und ein Leben nach dem Vorbild des echten Christus, des menschgewordenen Gottessohnes, führen will; er versteht es gut, warum der Apostel mahnt: „Zeigt in eurem Glauben die Tatkraft, in der Tatkraft die Erkenntnis, in der Erkenntnis die Mäßigung, in der Mäßigung die Geduld, in der Geduld die Frömmigkeit". Ein frommer Mann, der eine Reihe wertvoller Bücher geschrieben hat, faßte sterbend sein Kruzifix mit beiden Händen und sprach mit brechender Stimme: „O Gott, wie süß ist es, in deinen Armen zu sterben." So sterben kann nur, wer mit dem demütigen, gehorsamen, geduldigen Jesus gelebt hat. Und auf einen guten Tod komme schließlich alles an. — Leo Wolpert.

Einer der nicht niederknien wollte

Eine Szene aus dem Vatikan,

Als Pius XI. eines Tages inmitten einer riesigen Prozession im Vatikan den weiten Hof betrat, überblickten seine Augen wieder einmal die ungeheure Menge von Menschen, die Schulter an Schulter knieten, um seinen Segen zu empfangen. Seine Augen gingen über Männer und Frauen jedes Alters und aller Berufe, über Kinder und Mütter, und seine Hände ruhten nicht, auf daß alle seines Segens teilhaftig würden.

Als der Baldachin, unter welchem der Papst mit den Kardinälen einherging, ungefähr in der Mitte des Hofes angekommen war, geschah etwas merkwürdiges. Der Papst schwenkte nämlich plötzlich vom gewohnten Wege ab, der Baldachin mußte mitschwenken und alle Kardinäle ebenfalls, und der Weg ging in scharfem Winkel quer durch die kniende Menge hindurch. Niemand wußte, was dieser ungewöhnliche Vorgang zu bedeuten hatte. Niemand wußte, daß der Heilige Vater, indessen seine Augen umherschweiften, plötzlich ganz hinten in der knienden Menge einen jungen Burschen entdeckt hatte, der aufrecht stehengeblieben war und der in seiner ganzen Haltung Trotz und Spott auszudrücken schien. Und niemand wußte, daß in der Tat dieser junge Mensch, der da stand, ein Beispiel geben wollte dafür, daß er sich noch lange nicht den Empfindungen der Menge und der Weihe der Zeremonie fügen würde.

Unterdessen rutschten die Knienden verwundert zur Seite und neigten die Köpfe, und der junge Mann sah den feierlichen Zug geradewegs auf sich zukommen, und allmählich wurde die ganze Menge aufmerksam und begriff, als sie das Gesicht des jungen Mannes, das allmählich brennend rot wurde, beobachtete, daß sich nun ein Strafgericht ereignen würde.

Und es kam der Augenblick, da der Papst und der junge Mensch sich in die Augen sahen, und der letztere nahm alle Kraft zusammen und blieb aufrecht und spöttisch stehen. Und der Heilige Vater hob die Hand und segnete ihn, und in der großen Stille vernahm man, was er sagte. Er sagte: „Der Segen eines alten Mannes wird dir keinen Schaden bringen."



Erste und heiligste Pflicht des Priesters ist, sich sein ganzes Leben lang seinem Gotte zu opfern. Tieffromm muß er sein und kreuzopferbereit bis zum Sterben alles dessen, was ihm lieb ist: Zeit, guter Name, Ehre, irdischer Besitz und irdische Liebe — ja, das eigene Leben muß hingegeben werden, um treu bleiben zu können im Priestertum.

Und die lauschende Menge sah einen jungen Menschen sich langsam niederknien und den Kopf neigen wie alle.

Der Express

Nun mußte der Expreßzug jeden Augenblick vorüberbrausen. Der Stationsvorsteher legte die Hand ans Ohr und lauschte durch einen Fensterspalt in die Nacht hinaus.

Nichts zu hören! Nichts als Toben des entsetzlichen Wetters!

Die Nacht hatte sich zu dämonischer Schwärze verfinstert. Der Sturm heulte in wütenden Akkorden und pfiff in den Masten der Telegraphenleitungen ganze Tonleitern, vom tiefsten Baß bis hinauf in den höchsten Diskant. Hin und wieder zerriß ein Blitzstrahl die Nacht in phantastische Fetzen.

Der Vorsteher setzte sich an seinen Arbeitstisch und blickte erwartend vor sich nieder.

Auf der Station waren die Lampen der Wartesäle und Personenübergänge längst verlöscht worden, denn der einzige Zug, der bis zum Morgen noch einfuhr, war der Expreß nach Edinburgh, und der hielt nicht in Georgetown.

In der Führerstube waren die Beamten eben im Begriff, sich niederzulegen. Nur drüben aus dem Heizhause glühten noch die Glotzaugen der Reservemaschine, die hier stets in Bereitschaft gehalten wurde.

Aus dem Amtzimmer des Vorstehers fiel der gelbe Lichtschein einer einzigen Lampe auf die blitzenden Schienen, die sich in schöner, ebenmäßiger Doppellinie in die Nacht hinaus verloren.

In wenigen Minuten war die Zeit um. Dann mußte das Donnern des Expreßzuges zu hören sein, das kurzatmige Fauchen der Maschine, ein Pfiff als Signalgruß, ein kurzes Erzittern des Erdbodens, daß die Apparate auf dem Tische klirrten, und dann war die erleuchtete Wagenschlange vorüber, ihr rotes Signallicht am letzten Wagen von der Nacht verschlungen.

Dann dauerte es immer noch eine Viertelstunde, bis der Telegraph die Nachricht brachte, daß der Zug die Brücke über den entsetzlichen Abgrund des Tay ohne Unfall übersetzt habe. Dann konnten auch das Lämpchen des Amtszimmers und der Vorsteher ihre müden Augen im Schlummer schließen. —

Ja, es war kein leichter Dienst auf dieser Station!

Eine gewisse Nervosität befiel den Beamten stets und ließ nicht nach, bis die Ankunftsbestätigung von der Station am Nordturme der Brücke eintraf.

Der Vorsteher stützte den Kopf in die Hand und stellte sich das kühne Bauwerk vor, das wie ein feines Gewebe von Stahl aus den Wolken herabzuhängen schien, einem zarten, geheimnisvollen Filigrannetz vergleichbar.

Würde sie diesem Orkanwüten standhalten?!

In seine Gedanken hinein schrillte das Klingelzeichen des Telegraphen. Wie der Schrei eines Erschrockenen fuhr das Zeichen durch den stillen Raum, daß der Beamte unwillkürlich zusammenzuckte. Gleich darauf begann der Apparat zu klappern, hastig sich überstürzend, wie in größter Erregung seine Meldung hervorstotternd.

Der Beamte ließ den Papierstreifen durch seine Finger gleiten und las:



Zweite Pflicht des Priesters ist, den Menschen Gottes Gnade zu vermitteln, die durch die hl. Sakramente zu uns kommt. Taufend erhebt der Priester in den Stand der Gotteskindschaft.

„Station Südturm: Pfeiler durch Unwetter schadhaft, große Gefahr, Expreß aufhalten, hier nicht möglich, Signalmast zerschmettert bitte Meldung nach . . . ."

Bumm!

Ein Krachen wie Kanonenschuß machte den Bau des Bahnhofes in seinen Grundfesten erzittern. Eine blaue Flamme schlug einen halben Meter hoch aus dem Apparat empor und leckte einen Augenblick gierig an der Wand hinauf.

Der Appart schwieg.

Der Vorsteher war so heftig emporgesprungen, daß der schwere Eichenschemel zu Boden stürzte. Er griff sich einen Augenblick mit beiden Händen nach dem Herzen.

„Allmächtiger Gott!"

Er starrte mit stockenden Pulsen auf den Papierstreifen, der in seiner Hand zitterte.

„Verloren! Alles verloren!"

Einen Augenblick arbeitete sein Hirn fieberhaft.

Er sprang zur Tür hinaus.

Dieser Blitzstrahl hatte alles, was an Metall in die Luft ragte, verwüstet. Der Signalmast lehnte quer vor dem Maschienenschuppen. Die elektrischen Weichenlampen starrten mit erloschenen Augen in die Nacht, und die Signallichter waren wie mit einem Atemguge ausgeblasen.

Er stürzte hinaus und rannte wie wahnsinnig in die Schlafstube des Führerhauses.

„He, Knox, Jungwinter, Albard!"

Die Männer sprangen von ihrem Lager auf und standen im Augenblick um ihren Vorgesetzten.

„Was — was gibts?"

„Die Brücke ist beschädigt, Signalmast zerschmettert! Der Schlag hat die Leitung durchgebrannt!" berichtet er in fliegender Eile. „Wir können den Expreß nicht aufhalten, alles in Trümmer — alles verloren!"

Albard hat sich nachdenklich die Stummelpfeife in Brand gesteckt.

„Es muß einer von uns die Reservemaschine hinausfahren und versuchen, dem Expreß ein Zeichen zu geben", sagte er bedächtig. „Eine Heldentat!"

„Wahrhaftig!"

Dem Vorsteher bricht kalter Schweiß aus allen Poren.

„Es ist aber kein Augenblick zu versäumen. In zwei Minuten kann der Expreß hier sein!"

— — Die Männer stehen in hartem Schweigen. Jeder blickt den Kameraden von der Seite an.

Plötzlich springt Jungwinter auf den Vorsteher zu.

„Mein Sohn fährt den Nachtexpreß! Ich tue es. Der Staat wird für meine Familie sorgen."

„Gott befohlen!"

Der Vorgesetzte drückt ihm flüchtig die Hand.

„Jungwinter! Ja, ihr Väter seid Helden!"

Der ist schon hinaus.

Der Heizer, der die Nachtwache hat, steht schläfrig bei der Maschine und raucht seine Pfeife.

„John, aufgesprungen! Wir müssen fort!"

Im nächsten Augenblick jagt die Maschine durch das Gewirre der Weichen in die entsetzliche Sturmnacht hinaus.

Die Männer in der Führer-



Im hl. Bußsakrament erteilt der Priester im Namen Gottes Nachlaß der Sünden, und er gibt zurück das durch die Sünde verlorene Gottesleben der Gnade.

Priester sind die heilige Hefe aus der Teigmulde der Vergangenheit, bestimmt, die Massen neuer Generationen mit Christi Geist und Leben wie ein Sauerteig zu durchdringen. Darum als Jesus seine Jünger verlassen wollte, um zu seinem Vater zurückzukehren, sprach er zum Abschied: „Mir ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben; darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Darum hat er sich selbst als das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist, den Seinen zurückgelassen, indem er seinen Jüngern den Auftrag gab, zu tun, was er selbst beim Abendmahl tat ,mit seinem Fleisch und Blut die Seinen zu nähren: „Tut dies zu meinem Andenken!“ Darum hat er, was er auf Erden so oft übte, Sünden zu vergeben, als Vollmacht den Seinen übertragen: „Denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen.“

Ergriffen, mit innerster Teilnahme steht darum die ganze Diözese, wenn der Bischof von neuem jungen Männern die Hände auflegt, sie zu seinen Priestern zu weihen und als Teilhaber seiner hohenpriesterlichen Vollgewalt sie euch zu senden.

Dr. J. Ranft.

* * *

stube sehen ihr nach, bis das Licht ihrer hinteren Blenden von der Finsternis verschlungen ist. —

„Hätte uns der Sturm die Signale nicht zertrümmert, wir brauchten diesen Braven nicht in den Tod zu jagen!“ sagte der Vorsteher mit bleichem Antlitz.

Draußen braust und tobt es, als wäre das Jüngste Gericht angebrochen. Und jetzt — horch! — jetzt überschreit ein gellender Pfiff das Heulen des Sturmes und das Brüllen des Donners. Der Boden zittert. Eine kurze Reihe erleuchteter Wagen rast vorüber. Einen Augenblick erglänzen die Schienen wie silberne Bänder. Ein greller Schein zuckt auf, in dessen Lichtkegel sich der zusammengeballte Nebel wälzt wie zuckende Glieder und verendende Leiber.

Einen Augenblick nur — dann ist alles vorüber. —

Jungwinter steht unterdessen wie aus Erz gegossen auf seiner Maschine. Den Dampfhebel hält er straff umklammert und späht starr vor sich in die Nachtt hinaus.

„Wie gut, daß ich die Maschine unter Volldampf hielt!“ sagt John, der Heizer, einen Augenblick verschnaufend.

„Arbeiten, John, arbeiten!“ brüllt Jungwinter durch das Getöse der rollenden Eisenmasse. „Wir müssen erst aus den Kurven sein, sonst fährt uns der Expreß in Trümmer!“

John nimmt seine Schaufel wieder auf und schiebt seinem Moloch unermüdlich neue Nahrung in den gierigen Rachen.

Die Maschine jagt in rasender Geschwindigkeit dahin, daß die Männer sich an das Gestänge klammern müssen, um nicht herabgeschleudert zu werden.

Von Zeit zu Zeit späht Jungwinter hinter sich, ob nicht die glühenden Augen der Expreßmaschine auftauchen. Dann erfaßt er die zweite Schaufel und wirft ganze Berge von Kohlen in die Feuerbüchse.

John sieht nach dem Manometer.

„Um Gottes willen!“ schreit er. „Dreizehn Atmosphären!“ Er fällt seinem Führer in die Arme, die eben wieder eine Schaufel frischer Kohle zuführen wollen. „Noch eine Dampfspannung mehr, und wir fliegen in die Luft!“

Jungwinter läßt die Arme sinken.

„Wir müssen das Äußerste wagen!“ ruft er, „wir sind noch nicht am Ziele. Wenn wir nur erst aus der Kurvenlandschaft heraus wären, daß sie uns sehen und unsere Zeichen verstehen können!“

Ihn schauert trotz der Höllenglut, die der Kessel ausspeit. Jetzt erscheinen in der Ferne hinter ihnen zwei Lichter, noch klein zwar und nur schwach zuckend, aber sie wachsen und werden größer und größer.

Oder täuscht er sich?! Ist es die Anstrengung und seelische Erregung, die ihm die Augen flimmern macht?!

„Sie sind in Sicht!“ schreit der gequälte Vater seinem Heizer zu. „Sie kommen näher!“

Sie kommen wirklich näher! Ja, die neuen Maschinen laufen trotz ihrer Belastung doch besser als die alten Eisenkästen! denkt Jungwinter bei sich.

Er ist jetzt plötzlich ganz ruhig und klar. Er zieht den Griff der Dampfpfeife und läßt die Stimme seines Ungeheuers aufkreischen.

Ob jener Führer — ob sein Sohn das Signal hört?

Wohl kaum — bei dem Getöse, das die klirrende, rollende Eisenmasse verursacht!

Jetzt sind sie aus den Kurven

heraus. Die letzte gerade Strecke liegt vor ihnen, aber auch der tödliche Abgrund ist nicht weit. Noch elf Kilometer Weges, noch fünf Minuten solch rasender Fahrt — und das Entsetzliche wird geschehen.

Jungwinter schließt dauernd die Augen.

Die Entfernung zwischen seiner Maschine und der des Sohnes wird immer kleiner, sie schmilzt zusehends. Man hat ihn also noch nicht bemerkt. Es ist kaum noch möglich! Den Nebel und den dichten Regenschleier vermag selbst das Licht eines Blendspiegels nicht zu durchdringen.

Man ahnt wohl auch nicht, worum es sich handelt!

Er reißt mit dem Schürhaken glühende Kohlen aus der Feuerbüchse, lädt sie auf die Schaufel und wirft sie in weitem, hohem Bogen seitwärts über das Gestänge, daß ein Regen weißglühender Funken auffstiebt und in die Nacht emporschießt.

Zwei-, drei-, viermal wiederholt er das.

Mit zitternden Händen zieht er die Uhr.

Wie lange wird es noch dauern?!

Jeden Augenblick kann er in die zertrümmerte Brücke einfahren! Jeder Augenblick kann ihm und jenen im Zuge den furchtbaren Tod bringen — so kurz vor dem Ziele!

Doch jetzt! — —

Jungwinter legt die Hand ans Ohr. Wie ein Freudenstrahl zieht es über seine rauchgeschwärzten Züge. Ganz schwach hört er es, aber auch ganz deutlich. Die Dampfpfeife seines Verfolgers hat erklungen! Jetzt wieder! Und nochmals!

In der Signalsprache die Anfrage „Was hat das zu bedeuten?“ Und nun läßt er sein Ungetüm die Antwort zurückbrüllen, indem er je einen langen einen kurzen Pfiff einander folgen läßt:

„Gefahr! — Gefahr!“

Ihm klingt es wie ein Schrei aus jauchzender Vaterbrust: „Gerettet! — Gerettet!“

Wieder beugt er sich seitwärts und blickt zurück.

Ja, die Entfernung scheint sich zu vergrößern! Der Expreß fällt in langsamere Fahrt und bleibt mehr und mehr zurück. Jungwinter glaubt, das kreischende Knirschen der Bremsen zu hören.

Da stößt er den Dampfhebel nach oben und reißt den Stopphebel herab.

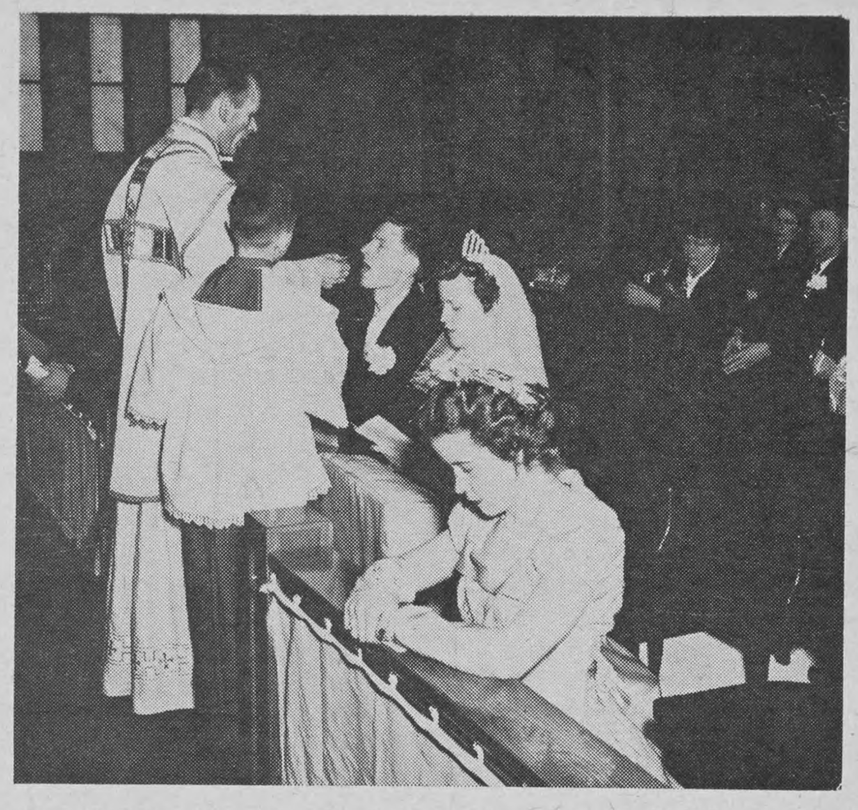
Seine Maschine gehorcht.

Nach wenigen Augenblicken steht sie keuchend — und hinter ihr rollt langsam und langsamer der Expreß heran. Jetzt läuft es wie ein Zittern durch seine stählernen Glieder, seine schlummernden Insassen durch den plötzlichen Ruck aus dem Schlafe aufrüttelnd.

Aber er ruft sie zum Leben wach!

Bebend berichtet Jungwinter dem Zugführer den Zweck seiner Fahrt. Dann fällt er dem Sohne bleich und zitternd in die Arme.

Dreihundert Meter vor ihnen reckt der Südturm seinen gigantischen Bau in die Nacht empor. In seinem Innern liegt ein zitternder Mensch vor dem Telegraphenapparat auf den Knien



Er reicht den Menschen den Leib des Herrn, damit sie leben durch Ihn und in Ihm, der im Allerheiligsten Altarssakrament zu uns kommt und uns heiligt.

Kann man es verübeln, wenn . . .

von P. B. Willenbrink O.M.J.

Mit dem 17. Februar ging eine Erziehungswoche zu Ende, die von den Bischöfen Deutschlands vorgeschrieben war. Sie stand unter dem Leitwort: „Werdet stark im Herrn!“ Am Sonntag vorher, dem 10. Februar, ward in allen Kirchen ein bischöfliches Hirtenwort verlesen, das eigens für die Kinder geschrieben war. Es gipfelte in den Sätzen: „Die Kraft der Selbstbeherrschung, des Verzichtenkönnens macht euch mit der Gnade Gottes tüchtig für das Leben, macht euch stark und frei und froh und erringt euch den Himmel, der nur für die Tapferen und Starken da ist . . . Durch die Treue im Kleinen werdet ihr stark im Großen, zumal ihr alles tut in der Liebe zu Christus.“ Unsere Bischöfe haben auch Anweisungen gegeben, wie in den Pfarreien durch Zusammenarbeit von Eltern, Lehrern und Seelsorgern danach gestrebt werden soll, die Kinder zu „Meistern der Selbstbeherrschung“ zu erziehen.

Die Bischöfe lassen die stärksten Beweggründe anklingen, die ein Kind zur Selbstbeherrschung ermuntern können: den „Himmel, der nur für die Tapferen und Starken da ist“, und die „Liebe zu Christus“. Glücklich das Kind, dem solche Ideale immer wieder das Herz wärm machen und den Willen stärken für die täglichen Opfer der Selbstbeherrschung! Kann man es aber Kindern verübeln, wenn sie – ob des Versagens ihrer Erzieher – nicht stark werden im Herrn? Verantwortliche für die Erziehung des Kindes können in doppelter Hinsicht versagen: einmal dadurch, daß sie – nichts wissend von großen Idealen, um derentwillen täglich Opfer der Selbstbeherrschung gebracht werden sollen – selbst nicht aus ihnen leben und die Kinder auch nicht dafür begeistern können; oder weil sie die Kinder nicht immer wieder hinweisen auf diese und jene Möglichkeit, täglich Opfer zu bringen, wodurch sie – fortschreitend von kleinerer zu größerer Entsagung – „Meister der Selbstbeherrschung“ werden könnten. Deshalb legen alle um die Erziehung unserer Kinder Verantwortlichen besonderen Wert darauf, daß die Kinder jene Fastenvorsätze kennen und ausführen, die ihnen unsere Bischöfe ans Herz legen.

In dem Mahnwort, das unsere Bischöfe gelegentlich der Erziehungswoche an die Eltern richten, heißt es: „Ohne ernsthafte Übung der Selbstbeherrschung können Kinder und Jugendliche nicht zu charaktervollen Menschen heranwachsen und gegen die mannigfachen Versuchungen und Verführungen der Umwelt gefestigt werden.“ Vor allem weisen sie auf drei Versuchungen hin: Zuchtlosigkeit, Genußsucht und Verführung. Vielleicht ist es angebracht, gegenüber diesen Gefahren einmal hinzuweisen auf die drei stärksten Ideale, die solche Gefahren überwinden helfen. Diese Ideale sind: Gehorsam, Armut und Keuschheit, wie sie im Ordens- und Priesterberuf erstrebt werden.

Es besteht ein innerer notwendiger Zusammenhang zwischen der Zuchtlosigkeit, Genußsucht und Verführung unserer Tage einerseits und dem heute so beklagenswerten Mangel an Verständnis für den Ordens- und Priesterberuf. Kann man es aber Kindern und Jugendlichen verübeln, wenn ihnen diese bisher im katholischen Volk so hoch angesehenen Ideale nicht mehr in dem Maße erstrebenswert erscheinen wie „in der guten alten Zeit“? Damals wuchsen die Kinder und Jugendliche wie von selbst hinein in die Hochschätzung und Liebe zum Priester- und Ordens-

---

und stiert mit gefalteten Händen — auf Antwort wartend — in das tote Räderwerk, das der Blitzschlag zusammengeschmolzen hat. —

Und wieder dreihundert Meter weiter entfernt spannen die Fluten des Tay die Ringe ihrer grünschillernden Wogen wie der Lindwurm, der sich auf sein Opfer stürzen will. Und in ohnmächtiger Wut darüber, daß ihm sein Opfer durch den Mut eines Menschen entrissen worden ist, wirft er seinen brandenden Gischt am Mauerwerk empor und rast brüllend gegen die Fesseln, die ihm Ingenieure als eiserne Bänder und stählerne Nieten um die wilden Muskeln geschmiedet haben. —

ideal, weil die Umwelt ebenso dachte und danach lebte. Heute wird die Liebe zum Priester- und Ordensideal bei Kindern und Jugendlichen nur dann wieder zunehmen, wenn ihre Umwelt, also insbesondere die Familie und Schule, aber auch die katholischen Jugendbünde, ihnen darin vorangehen. Die beiden letzten Päpste haben auf diese Zusammenhänge sehr klar und eindrucksvoll hingewiesen.

Pius XI. sagt zB (in seinem Rundschreiben über das katholische Priestertum, 20. Dezember 1935) über die Mitarbeit der Familien bei der Heranbildung von Priestern: „Der beste und natürlichste Boden, aus dem fast wie von selbst die Blumen des Heiligtums keimen und erblühen müssen, ist immer die echt und tief christliche Familie. Die Mehrzahl der heiligen Bischöfe und Priester, deren Lob die Kirche verkündet, verdankt die Grundlage ihres Berufes und ihrer Heiligkeit dem Beipiel und den Unterweisungen eines Vaters voll Glauben und manhafter Tugend, einer keuschen und frommen Mutter, einer Familie, in der neben der Sittenreinheit die Liebe zu Gott und dem Nächsten als Königin herrschte. Die Ausnahmen von dieser Regel der gewöhnlichen Vorsehung sind selten und bestätigen nur die Regel selbst. Wenn in einer Familie die Eltern um eine zahlreiche Nachkommenschaft bitten, durch die der Name des Herrn in alle Ewigkeit gepriesen werde, und die Kinder mit Dankbarkeit als Geschenk des Himmels und als kostbaren Schatz annehmen, wenn sie sich alle Mühe geben, ihnen von den ersten Kinderjahren an heilige Gottesfurcht, christliche Frömmigkeit, eine innige Verehrung



Durch das hl. Sakrament der Ehe segnet der Priester die junge Liebe, auf daß sie sich entwickle zur Vaterschaft und zum Muttertum in Christo Jesu.

zu Christus im heiligsten Sakrament und zu der Unbefleckten Jungfrau, Achtung und Ehrfurcht vor den heiligen Orten und Personen einzuflößen; wenn die Kinder in ihren Eltern das Vorbild eines ehrbaren, arbeitsamen und frommen Lebens sehen; wenn sie sehen, wie sich die Eltern im Herrn lieben, wie sie oft zu den hl. Sakramenten gehen, wie die Eltern beten und die ganze Familie im Hause zum Gebet um sich versammeln, weil das gemeinsame Gebet dem Himmel wohlgefälliger ist; wenn sie ihr mitleidiges Herz für das Leid anderer kennen und sehen, wie sie mit den Armen das Viele oder Wenige teilen, das sie besitzen; dann kann es kaum vorkommen, daß nicht wenigstens eines dieser Kinder, die sich doch alle bemühen, dem Beispiel der Eltern nachzueifern, in seinem Herzen die Einladung des göttlichen Meisters hört: „Komm folge mir nach, und ich werde dich zum Menschenfischer machen!" Glücklich jene Eltern, die eine solche Berufung als eine ganz große Ehre, als einen ganz besonderen Liebeserweis des Herrn für ihre Familie anzusehen wissen!"

Wie in allen andern Erziehungsfragen müssen auch bei der Weckung und Pflege des Priester- und Ordensberufes Elternhaus und Schule zusammenarbeiten. Der Einfluß einer charaktervollen katholischen Lehrerpersönlichkeit in den Volks- und Mittelschulen ist für Kinder und Jugendliche bei ihrer Wahl, ob sie Priester werden sollen oder nicht, ob Pater und Schwester oder nicht, von allergrößter Bedeutung. Viele Kinder und Jugendliche sind in diesem Beruf glücklich geworden, weil verstehende Lehrerinnen oder Lehrer ihr Herz dafür erwärmt haben. Dieses Beispiel ver-

anschaulicht die Wichtigkeit der konfessionellen Lehrerbildung.

Zum gemeinsamen Einfluß von Elternhaus und Schule muß endlich auch die Mitarbeit des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend kommen. Pius XII. äußerte sich darüber am 17. Juli 1948: „Die Jungmänner und Jungmädchen in euren Reihen stehen noch vor der freien Entscheidung, ob sie als Laien in Welt und Kirche leben oder aber den Priester- und Ordensberuf ergreifen wollen. Wenn es deshalb unser Lob verdient, daß ihr ihnen das Ideal der christlichen Ehe nahebringt, so haftet eurem Erziehungswerk doch ein Mangel an, würdet ihr ihnen nicht auch das noch höhere Ideal der Jungfräulichkeit um Christi willen, um ganz frei zu sein für seinen Dienst, vor Augen führen. Wenn heute die erbarmungslose Wirklichkeit so viele eures Volkes zum Verzicht auf die Ehe zwingt, um wieviel mehr ist es da eure Aufgabe, denen, die solchen Verzicht um Christi willen gerne auf sich nehmen, den Weg zu jener Höhe zu weisen. Der Krieg und die bekannten Nachkriegskatastrophen haben die Reihen eurer Priester und vor allem derer, die sich auf das Priestertum vorbereiten, bedenklich gelichtet. Sosehr es nun, auch aus diesem Grund, wünschenswert ist, daß in den katholischen Organisationen dem Priester alle Arbeit abgenommen werde, welche Laien ebensogut oder noch zweckmäßiger selber verrichten, um jene frei zu machen für die eigentliche Tätigkeit, so erwarten wir andererseits, daß gerade eure Jugendorganisationen Pflanzstätten seien, aus denen die Kirche gute und beste Diener des Heiligtums, Ordensmänner und Ordensfrauen, gewinnt. Müssen es eure Jungmädchenorganisationen nicht gerade als Ehrensache empfinden, den weiblichen Orden, Kongregationen und Säkularinstituten nach langen Jahren eines verhängnisvollen Ausfalles von Berufen die frischen Kräfte zuzuführen, deren sie für ihre weitgesteckten Aufgaben in Schule und Erziehung, in Caritas und Missionen so sehr und so dringend bedürfen? Glaubt uns, daß Gott euer Bemühen reichlich lohnen wird, auch mit Glück und Segen für eure christlichen Ehen und Familien!“

Wenn also Elternhaus, Schule und katholische Jugendbünde im Sinne unserer Päpste das Ideal des Priester- und Ordenslebens hochschätzen und pflegen, wird die Sorge um Priester- und Ordensberufe behoben sein.

Heimat

**Heimat ist Luft und Duft und Klang,
Ist Schwalbengezwitscher den Weg entlang,
Ist Kinderlachen und Singen.
Heimat ist Spiel an der Felder Saum,
Ist Pfeifenschneiden im Weidenbaum
Und Jagen und Tollen und Springen.**

**Heimat ist blühender Anger im Mai,
Ist über den Feldern der Habichtschrei
Und Elsterngekreisch an der Halde.
Heimat ist Acker mit wogender Saat,
Ist Sensenschwirren bei fröhlicher Mahd,
Ist Äxteklingen im Walde.**

**Heimat ist Schweifen durch Busch und Hain,
Ist Beerensuchen am sonnigen Rain
Und Rauch vom Kartoffelfeuer.
Heimat ist Klettern nach Apfel und Nuß,
Stillheimliches Schleichen mit flinkem Fuß
Durch Gärten und altes Gemäuer.**

**Heimat ist Träumen, das himmelhoch geht,
Ein Sehnen nach Ferne, das schnell verweht
Wie Nebel auf grünenden Feldern.
Heimat ist Arbeit und Acker und Beet,
Heimat das Wort ist ein Dankgebet
An Gott und die lieben Eltern.**

* * *

**Die Armut und die Hoffnung sind Mutter und Tochter.
Indem man sich mit der Tochter unterhält, vergißt man die andere.**

J. Paul.

Ein Bischof steigt durchs Fenster

von Anton Kaltenbach O.M.J.

So was gibt's in Südafrika. In den Akten der Polizei von Kapstadt können zweifelsüchtige Leute die genauen Einzelheiten darüber nachlesen.

Wenn es auf der ganzen Welt Brauch ist, von Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten hübsche Züge aus deren Leben mitzuteilen, dann sei es auch uns gestattet, einige Angaben über das „Fenstern" eines Bischofs, der sogar Erzbischof geworden ist, zu machen.

Es handelt sich um Erzbischof Hermann Josef Meysing von Bloemfontain. Als er noch Bischof von Kimberley war, weilte er eines Tages in Kapstadt. Er wollte, da er bis zur Abfahrt seines Zuges noch drei Stunden Zeit hatte, seinen Freund, Rechtsanwalt Dr. Mörfi, in dessen Hause am Meeresufer besuchen. Im gleichen Augenblick, da der Bischof an der Haustür klingelte, kommt Dr. Mörfi reisefertig heraus und sagt:

„Sorry! Eben bin ich im Begriffe, übers Wochenende zu meiner Frau und meinen Kindern hinauszufahren. Sie weilen auf einer Farm in den Bergen. Aber hier, Exzellenz, ist der Hausschlüssel. Sie können ja meine Wohnung. Alles steht zu Ihrer Verfügung. Außer Frau Strong, unserer uralten Mieterin im ersten Stock, ist sonst niemand im Hause. Ich hoffe, Sie am Montag wohlbehalten hier wieder anzutreffen!"

„Ausgeschlossen, lieber Doktor! In drei Stunden geht mein Zug. Wenn ich aber niemanden störe, könnte ich rasch einige schriftliche Arbeiten erledigen."

Dr. Mörfi führt seinen Gast ins Arbeitszimmer, das im Erdgeschoß liegt, und begibt sich dann auf die Fahrt in die Berge. Nach einer Stunde emsiger Arbeit am Schreibtisch schaut der Bischof auf seine Uhr.

„Noch zwei Stunden Zeit", denkt er. „Im Eisenbahnzuge muß ich sehr lange still sitzen. Ich könnte mir ein wenig Bewegung verschaffen und einen Spaziergang am Meeresufer entlang machen. Die Strandallee ist wie ausgestorben. Kein Mensch ist weit und breit zu sehen."

Der Bischof läßt Hut und Mantel und seine Mappe im Zimmer liegen, steckt den Hausschlüssel in die Tasche, zieht die Tür hinter sich zu und pilgert seines Weges.

Die Wellen schlagen mit leichtem Rauschen ans Ufer. Ein angenehmer Luftzug bringt vom Meere her den kräftigen Salzgeruch des Seewassers herüber. Erfrischt und froh gestimmt kehrt der Bischof nach einer Stunde zurück.

Er will die Haustür aufschließen. Doch der Schlüssel paßt nicht. Dr. Mörfi muß ihn wohl mit anderen Schlüsseln verwechselt haben. Indes, was verschlägt's? Oben wohnt ja Frau Strong. Nach mehrmaligem Klingeln öffnet sich oben ein Fenster.

„Verzeihung, my Lady! Ich bin Bischof Meysing aus Kimberley und möchte in der Wohnung von Dr. Mörfi meine Sachen holen."

„Dr. Mörfi ist nicht zu Hause", kommt's von oben herab, „Einen Bischof Meysing von Kimberley kenne ich nicht. Ich kann sie nicht ins Haus einlassen."

„Aber bitte, Gnädigste! Dr. Mörfi hat mir ja selbst die Haustüre geöffnet. Er hat mir den Hausschlüssel . . ." Weiter kommt der Bischof nicht. Denn oben wird mit einer Gewalt das Fenster zugeschlagen und das schöne Haus am Meeresufer liegt wie vorher in tiefer Stille da.

Der Bischof überlegt, was jetzt wohl zu machen sei. Er geht einige Male vor dem Hause auf und ab, schaut zum ersten Stock hinauf, blickt nach unten, nach hinten, nach vorne. Doch es nutzt nichts. Das Haus bleibt verschlossen. Er klingelt wiederum nach Frau Strong hinauf: einmal, zweimal, dreimal, vergebens. Es regt sich nichts.

Da kommt dem ehrwürdigen Kirchenfürsten ein Gedanke, der ihm ein belustigtes Schmunzeln abringt. „Als kleiner Junge bin ich daheim in Birkungen auf dem Eichsfeld oft genug durchs Fenster gestiegen. Es steht nichts im Wege, daß ich zum mindesten einmal versuche, ob der Haken am großen Schiebefenster von innen eingeklingt ist." Er stellt sich auf die Zehen, reckt den rechten Arm nach oben, steckt den Daumen in den Ritz unter dem Fenster, gibt einen kleinen Druck, und das große Fenster schiebt sich geräuschlos

nach oben. Die Erinnerung an seine Knabenzeit hat dem Bischof für kurze Augenblicke seine jugendliche Spannkraft wiedergegeben. Er weiß selbst nicht, wie es zugeht. Doch zwei Minuten später sitzt er wieder am Schreibtisch und setzt seine begonnene Arbeit fort.

Nach einer geraumen Weile schaut er zufällig durchs Fenster und sieht zwei Beamte der Wach- und Schließgesellschaft draußen vorbeigehen. Die Männer schauen nach der ersten Etage hinauf und gehen langsam weiter. Fast gleichzeitig sieht er auch zwei Helme von Polizisten unter seinem Fenster vorbeistreichen. „Sonderbar", denkt er. „In Kapstadt müssen unsichere Verhältnisse herrschen. Die Wach- und Schließgesellschaft hält am hellichten Tage ihre Rundgänge.

Der Bischof legt seiner Beobachtung jedoch keine Bedeutung bei. Er schreibt ruhig weiter. Da aber die Helme der Polizeileute wiederum sichtbar werden, steht er vom Tische auf und bemerkt an der nächsten Straßenecke zwei weitere Polizisten mit Motorrädern startbereit warten. Ein wenig abseits hält sogar ein Auto mit einer ganzen Anzahl solch wehrhafter Leute.

Der Bischof hat jedoch keine Zeit, sich den Sachverhalt zusammenzureimen, als die Hausklingel droben bei Frau Strong ertönt. Sofort darauf schnurrt der Summer an der Türe und man hört Männerschritte im Hausflur. Die schnarrende Stimme von Frau Strong ertönt durch das ganze Haus: „Befreien Sie mich von diesem Menschen! Er hat die Frechheit besessen, durchs Fenster einzusteigen. Ich kann nicht dulden, daß . . ."

Weiter vernahm der Bischof



Am Sterbebette stehend, erteilt er vor der Reise in die Ewigkeit noch das hl. Sakrament der Ölung. Vermittler des schönsten Gottestrostes ist der Priester!

nichts. Denn ohne anzuklopfen öffnen zwei Männer, schwer bewaffnete Polizisten, die Zimmertüre, treten sofort nach rechts und links auseinander und haben so den Bischof wie in einer Zange zwischen ihren Revolvern.

„Was wünschen Sie, meine Herren?" sagt er. „Ich bin Bischof Meysing von Kimberley."

„Der Bischof von Kimberley heißt Josef Lukas", erwidert einer der Beamten. „Vor wenigen Minuten ist uns das telephonisch von Kimberley mitgeteilt worden".

„Richtig!" sagt Bischof Meysing. „Der Herr, den Sie da nennen, ist der Apostolische Delegat für Südafrika, der im Range eines Erzbischofs steht. Ich aber bin der amtierende Diözesanbischof."

„Wir bedauern", entgegnet der Mann der Ordnung. „Unsere dienstliche Erkundigung lautet anders."

Lächelnd zieht Bischof Meysing seinen Reisepaß hervor. Während der eine Polizeimann den Paß genau studiert, erklärt der Bischof dem andern die Zusammenhänge der drolligen Geschichte. Man lacht. Man drückt sich die Hände. Nun beruhigen Sie aber Frau Strong da oben", sagt der Bischof. Ich höre sie immer noch um Hilfe rufen."

So was gibt's in Südafrika. In den Polizeiakten von Kapstadt kann man es nachlesen.

Eine grosse Schlesierin unserer Zeit

Zum 60. Geburtstage von Edith Stein

von Hans Liebrecht

Fortsetzung

Im Kölner Karmel

Als Edith zum erstenmal ihre Zelle betrat, war, wie ihre Novizenmeisterin Schwester Teresia Renata versichert, „ihre Freude offensichtlich. Mit einem glücklichen Lächeln überflog ihr Blick die Ärmlichkeit des Raumes, den sie bewohnen sollte: zwischen weißgetünchten Mauern, drei Meter im Quadrat, ein Fenster mit der freien Aussicht in den Frieden des Klostergartens. Ein schlichtes Holzkreuz ohne den Heiland, ein Weihwasserbecken aus Ton, Papierbilder der heiligen Ordenseltern an der Wand. Auf dem Boden der irdene Wasserkrug, in der Waschschüssel stehend, ein kleines Tischlein mit dem Nähkästchen, davor die schmale niedrige Sitzbank. In der Ecke die Lagerstätte: auf einem etwas erhöhten Brett der Strohsack, darauf ein Kissen und einige Decken aus grober Wolle, das ganze von einer herabhängenden braunen Wolldecke verhängt. Das ist die Ausstattung einer Karmelzelle, jenes geheimnisvollen Schlachtfeldes, wo die täglichen Kämpfe gegen die Eigenliebe ausgetragen werden."

Von der Höhe ihrer Laufbahn als große Philosophin, gefeierte Rednerin, geliebte Lehrerin stieg Edith, rein menschlich gesehen, hinab in die tiefste Bedeutungslosigkeit. Ihre Mitschwestern wußten nichts von Ruhme, den sie geerntet, und wären gar nicht imstande gewesen, in ihre Geisteswelt einzudringen. Worauf es aber im Karmel ankam, da erwies sie sich sehr unbeholfen, sie konnte sehr schlecht nähen; und es war ein Jammer, wie ungeschickt sie sich bei den häuslichen Arbeiten anstellte. Allein sie trug alle Verdemütigungen tapfer und mit Humor. Der Umgang mit den fast zwanzig Jahre jüngeren Novizinnen erforderte dauernde Selbstbeherrschung. Edith fühlte sich jedoch trotz alldem von Anfang an glücklich im Kloster. Nach den ersten Wochen des Einlebens blühte sie förmlich auf. „Es schien fast, als habe sie selbst ihre Vergangenheit, ihr Wissen und Können vergessen und nur noch den einen Wunsch, ein Kind unter Kindern zu sein. Die Überlast geistiger Arbeit, das körperliche Fasten, der willkürliche Abbruch an Schlaf, alles, was sie sich selbst an Kasteiungen auferlegt hatte, war dem Gebot des Gehorsams gewichen: tüchtig essen, sorglos schlafen und recht fröhlich sein. Das sind ja die drei von der seraphischen Ordensmutter aufgestellten Kennzeichen eines echten Karmelberufes. Edith hatte keine Mühe, alle drei Eigenschaften, namentlich die entscheidende des Frohsinns, an sich zu erweisen" (Schw. Teresia Renata).

Braut des Herrn

Am 15. April 1934 erfolgte der feierliche Akt der Einkleidung. Es war ein Fest, wie es der Kölner Karmel bisher noch nie erlebt hatte. Das Kirchlein war mit den reichen Blumenspenden ihrer vielen Freunde und Bekannten wunderschön geschmückt. Die Gottesbraut trug ein Hochzeitskleid aus weißer Seide, die ihr ihre Schwester Rosa geschickt hatte. Eine Stunde vor Beginn der Feier verließ sie die Klausur, um im Pfortenzimmer die versammelten Ehrengäste zu begrüßen. Unter den zahlreich Erschienenen sah man ihren ehemaligen Chef von der Universität in Münster, Professor Steffes, ferner die Professoren Dempf, Donders, Neuß, Wust, auch ihre Patin Frau Dr. Conrad-Marttius. Husserl, ihr verehrter Meister, hatte ein herzliches Glückwunschtelegramm geschickt. Für jeden der vorüberziehenden Gratulanten hatte die Braut ein freundliches Wort, sie war aber doch froh, als das festliche Glockengeläut den Beginn der Feier ankündigte.

Erzabt Walzer von Beuron, der das Pontifikalamt halten sollte, zog ihr in vollem Ornat mit dem gesamten Klerus bis zur Kirchentür entgegen. „Es wurde eine Braut zum Altare geleitet," schrieb hierauf Peter Wust in der „Kölnischen Volkszeitung", „deren Lebensweg fast symbolisch genannt

werden kann für die geistige Bewegung der letzten Jahrzehnte. Nicht einem irdischen Bräutigam sollte diese Braut sich verbinden. Zwar stand sie da in Kranz und Schleier, mit einer brennenden Kerze in der Hand, als wir sie vor ihrem Gang zum Altar kurz begrüßten. Als aber die Feier zu Ende war, verabschiedeten wir uns von einer Nonne in der Tracht des Karmel . . . Verwundert und wie betäubt folgt man bei dieser Einkleidungsfeier den einzelnen Etappen des liturgischen Weges, bis zu jener ergreifenden Schlußszene, wo die junge Novizin unter dem Gesang des „Veni Creator Spiritus" ihre Mitschwestern der Reihe nach umarmte, um dann von ihnen in die Mitte genommen, choreinwärts zu ziehen."

Höchste Weltweisheit hatte sich in dieser begnadeten Seele mit der tiefsten Kindesfrömmigkeit gepaart. Erzabt Walzer hatte nicht versucht, sie für seinen Orden zu gewinnen. „Menschlich gesprochen," sagt er, „wäre sie eine glänzende Tochter St. Benedikts geworden. Sie hat sich damit begnügt, den Namen des Patriarchen als zweiten Ordensnamen zu wählen. . . Sie lief einfach wie ein Kind in die Arme seiner Mutter, froh und singend dem Karmel zu, ohne diesen beinahe blinden Eifer später auch nur eine Minute lang zu bereuen. Sie hat überhaupt nicht lange gewählt und abgewogen. Ob man ihr wissenschaftliche Tätigkeit fernerhin noch erlauben, solche gar fördern oder im Gehorsam auferlegen werde, über diese und ähnliche Fragen machte sie sich kein Kopfzerbrechen . . . Nicht der Schatten eines Hintergedankens verdunkelte ihr edle Absicht. — Was dies allein für einen Geist bedeutet, der so nach Wissen und Forschen hungerte, ist nicht schwer nachzufühlen."

Emsig mit der Feder

Der Provinzial der Karmeliten, P. Theodor aus Regensburg, der die Einkleidung vorgenommen hatte, befahl nun, daß die Novizin Teresa Benedicta a Cruce — diesen Namen, den Edith selbst gewählt hatte, trug sie von jetzt an — von allen häuslichen Arbeiten befreit werde, um genügend Zeit zu literarischer Betätigung zu haben. Sie konnte auch die Bitten solcher Art erfüllen, die man außerhalb und innerhalb des Karmels an sie stellte. So schrieb sie u.a. ein Lebensbild der hl. Theresia von Avila. Ihre ganze Kraft erforderte jedoch die Fertigstellung des Index zu ihrer Thomasübersetzung. Daneben war ihr erlaubt worden, ihre schon zu Hause begonnene „Familiengeschichte" fortzusetzen. Bei dem ständigen Wechsel der klösterlichen Übungen konnte sie freilich täglich höchstens zwei Stunden ununterbrochen an der Arbeit sein, die doch größte Konzentration erforderte. Darum wurde ihr die pünktliche Einhaltung der Tagesordnung zur größten Buße. Trotzdem unterwarf sie sich ihr rückhaltslos. Zu den Besuchern gehörten u.a. Peter Wust, Gertrud von Le Fort und die Jesuiten Erich Przywara und Jon Sevesson. An den Neffen ihres verstorbenen Seelenrates Dekan Schwind konnte sie schreiben: „Über die Frage, wie ich mich an die Einsamkeit gewöhnt habe, mußte ich ein wenig lächeln. Ich bin die meiste Zeit meines Lebens viel einsamer gewesen als hier. Ich vermisse nichts, was draußen ist und habe alles, was ich draußen vermißte, so daß ich nur immer für die ganze unverdiente übergroße Gnade der Berufung danken muß."

Der Wochenbrief an die Mutter

Als Schwester Benedicta in den Karmel eingetreten war, hatte sie sich als einzige Ausnahme erbeten, ihrer Gewohnheit treu bleiben und ihrer Mutter jede Woche einen Brief schreiben zu dürfen, was man ihr auch gestattete. Aber die Greisin konnte sich nicht dazu entschließen, ihrer Tochter ins Kloster zu schreiben. Diese erhielt daher nur von ihrer Schwester Rosa regelmäßige Nachricht. Sie ließ sich aber durch das Schweigen der Mutter nicht beirren, ihr unausgesetzt den Wochenbrief zu senden. Die Novizenmeisterin fügte jedesmal einige freundliche Zeilen bei. Diese Beharrlichkeit wurde belohnt. Wie freute sich Schwester Benedicta als sie eines Tages in Rosas Antwortschreiben einen Gruß der Mutter an sie fand! Seit dem Herbst 1933 bestand in Breslau eine Zweigniederlassung der Karmelitinnen, der später auch Schwester Benedicta angehören sollte. Eines Tages hatte die Greisin, ohne den Ihrigen etwas davon zu sagen, einen Besuch in den neuen Karmel Breslau-Pawelwitz gemacht. Von der Zeit an enthielt jeder Brief, den Schwester Benedicta aus Breslau erhielt, auch einige Zeilen von der Mutter, später sogar jedesmal einen freundlichen Gegengruß an „Schwester Therese", die Novizenmeisterin.

Vor Pfingsten 1936 erkrankte die Greisin erstmals in ihrem Leben, wahrscheinlich an Magenkrebs. Am 14. September, dem Feste Kreuzerhöhung, werden im ganzen Karmelorden die Gelübde erneuert. Schwester Benedicta nahm in diesem Jahre zum dritten Male an der Feier teil. Nachher

sagte sie einer vertrauten Mitschwester: „Als ich an der Reihe war, meine Gelübde zu erneuern, war meine Mutter bei mir. Ich habe ihre Nähe deutlich empfunden.“ Wie sich nachher herausstellte, war die Mutter tatsächlich in derselben Stunde gestorben, in welcher die Gelübdeerneuerung stattgefunden hatte. In einem Briefe vom 4. 10. 1936 schreibt Schwester Benedicta: „Die Nachricht von der Konversion meiner Mutter ist ein völlig unbegründetes Gerücht. . . Meine Mutter hat bis zuletzt an ihrem Glauben festgehalten. Aber weil ihr Glaube und das feste Vertrauen auf ihren Gott von der frühesten Kinderzeit bis in ihr 87. Lebensjahr standgehalten hat, und das Letzte war, was noch in ihrem schweren Todeskampf in ihr lebendig blieb, darum habe ich die Zuversicht, daß sie einen sehr gnädigen Richter gefunden hat und jetzt meine treueste Helferin ist, damit auch ich an mein Ziel komme.“

Ich muß für mein Volk leiden

Zu Ostern 1935 war Schwester Benedicta Noviziatsjahr abgelaufen. In aller Stille legte sie die zeitlichen Gelübde in die Hände der Mutter Priorin ab. Eine Studienrätin, die sie wenige Tage später besuchte, erklärte: „Unvergeßlich ist mir der strahlende Ausdruck und überhaupt das jugendliche Aussehen in der Profeßwoche. Ich meine, sie sah um 20 Jahre jünger aus und ich war tief ergriffen von ihrem Glück. Sie muß überaus große Gnaden vom Herrn erhalten haben – wie die Heiligen. Ich will aber auch mitteilen, was sie sagte, als sie so im Kranz mit zurückgeschlagenem Schleier vor mir saß. Ich sagte im Laufe des Gespräches, hier im Karmel würde sie doch wohl geborgen sein. Darauf sagte sie schnell: „O nein, das glaube ich nicht. Man wird mich hier sicher noch herausholen.“ Sie rechne nicht damit, in Ruhe gelassen zu werden. Sie werde für ihr Volk leiden müssen und habe den Auftrag, viele heimzuholen.

Am Abend des 14. Dezember 1936 stürzte Schwester Benedicta über die Treppe und brach sich den linken Fuß und die linke Hand. Am Weihnachtsabend war sie aber bereits wieder soweit hergestellt, daß sie der Taufe ihrer Schwester Rosa beiwohnen konnte, die zu diesem Zwecke kurz vorher nach Köln gekommen war.

Endliches und ewiges Sein

Das Bedeutsamste, was Schwester Benedicta nach ihrer Einkleidung im Kölner Karmel geschaffen hat, ist die Umarbeitung ihrer 1931 niedergelegten umfangreichen Studie „Potenz und Akt“. Es ist dies ihr philosophisches Lebenswerk und wurde noch im Jahre 1936 vollendet. Das Manuskript umfaßt nicht weniger als 1368 Einzelblätter und trägt den Titel „Endliches und ewiges Sein“. Die weitläufigen Versuche, es im Dritten Reich zu veröffentlichen, schlugen fehl. Erst im Herbst 1950 ist es durch den Verlag Herder in Freiburg i. Br. auf den Büchermarkt gekommen.

Auf ihr Profeßbildchen hatte Schwester Benedicta als ihren Wahlspruch das Wort des hl. Johannes vom Kreuz gesetzt: „Mein einziger Beruf ist fortan nur mehr zu lieben.“ In ihrer alles umfassenden Nächstenliebe freute sie sich, wenn sie neben den Werken der geistigen auch solche der leiblichen Barmherzigkeit vollbringen durfte. So war sie glücklich, einige Monate die Pflege einer krebskranken Schwester übernehmen zu dürfen. Im Dezember 1937 mußte sie im Kloster das Amt der Windnerin übernehmen, mit welchem die Sorge für die Bedürfnisse der Schwestern und die Betreuung der Gäste verbunden war.

Am 21. April 1938 legte Schwester Benedicta die ewigen Gelübde ab. An demselben Tage starb E. Husserl, ihr „lieber alter Meister“. Am 1. Mai empfing sie dann aus der Hand des Weihbischofs Stockum den schwarzen Schleier und war damit endgültig und mit vollem Stimmrecht in den Konvent des Kölner Karmels aufgenommen. In ihrer Demut und Bescheidenheit waren ihr alle Äußerungen der Hochschätzung peinlich. Einer Dame schrieb sie dieserhalb: „Ich möchte Sie nicht betrüben, aber ich muß Ihnen doch einmal sagen, daß mich in Ihrem letzten Brief etwas peinlich berührt hat: das ist die Betonung eines angeblich ungeheuren Abstandes zwischen Ihnen und mir. Ich käme mir wie ein Pharisäer vor, wenn ich diese Versicherung stillschweigend einstecken würde, denn ich kann keine objektiven Gründe dafür finden. Sie sind gewiß nicht der einzige Mensch, dem unser Gitter einen ehrfürchtigen Schauer einflößt. Aber dieses Gitter bedeutet doch nicht, daß jenseits – „in der Welt“ – alles schlecht und diesseits alles Vollkommenheit sei. Wir wissen, wieviel menschliche Armseligkeit noch unter dem Habit verborgen ist, und darum ist es für uns sehr beschämend, wenn man Weihrauch streut. Gott ist über alles Begreifen barmherzig und großmütig und belohnt schon den bloßen Entschluß, sich ihm ganz zu weihen, im Übermaß. . . Aber Sie müssen nicht einem armen Menschen zuschreiben, was Gottes Geschenk ist.“

Fortsetzung folgt

Mutterzeit

Von C.M. Lakotta

Sie waren ein bunt zusammen gewürfeltes Völkchen, wie man es oft in den Coupes eines D-Zuges antrifft. Nach anfänglicher Zurückhalttung kam ein lebhaftes Gespräch in den Gang; den Anlaß dazu bot eine Illustrierte, die einem jungen Mädchen entfallen war und wonach sich gleichzeitig drei Herren bückten. Dabei fiel der Blick aller auf die Rückseite:

„Das Lied von Bernadette", stand da geschrieben.

So war die Debatte vom Film ausgegangen und fand ihren Höhepunkt in der Frage: „Ist die Gottesmutter jemals einem Menschen erschienen?" Die anfangs gemäßigten Einwände wurden hitzig im Für und Wider. Offenbar interessierte die Frage alle. Nur die Besitzerin der Illustrierten, das junge Mädchen, schwieg.

„Warum soll sie nicht erschienen sein?" meinte eine ältere Dame, „es kann ja wohl sein, daß die Himmlischen oben auch mal Langeweile haben. Niederfahrt von Göttern zu den Menschen, davon träumen alle Mythen der Völker."

„Unsinn", protestierte ein wohlbeleibter Herr und sah mit zusammengezogenen Brauen über seine Brille hinweg, „die Zeitungen leben von so was, und die Kirche, die den angeblichen Erscheinungen zustimmt, nicht minder. Es ist nur Geschäft mit der Sensationslust der Masse."

Ihm widersprach sogleich eine sehr auffallend gekleidete Dame. Ihr blendend roter Mund verzog sich spötisch;

„Die Kernfrage ist ja wohl die: gibt es so etwas wie eine ‚Mutter Gottes'? Ich bezweifle es stark. Wenn es sie aber gibt, warum wendet sie sich an das ungebildete Volk, an hervorstechend unbegabte Dorfkinder? Wo hat man gelesen, daß sie je einem Menschen mit Intelligenz begegnet wäre?"

Jetzt blickte einer der jüngeren Herren die Sprecherin an, und es zuckte leicht um seine Mundwinkel, als er entgegnete:

„Nun, angenommen, ein Zehntel der Erscheinungen wäre echt, mir ist es begreiflich, daß die Dame von Lourdes und Fatima nicht mit einer Schauspielerin verwechselt werden möchte, die Applaus von seiten der Intelligenz sucht."

„An der Frage interessiert mich nur eins; wenn diese Dinge Tatsache sind, warum denn gerade in unserer Zeit, und zwar in solch auffälliger Weise? Welchen Grund kann ein himmlisches Wesen haben, in einer Zeit zu erscheinen, die solchen Kundgebungen gegenüber fernersteht als je? Ich finde das Mittelalter wäre eine weit geeignetere Periode gewesen."

Da sah das junge Mädchen ihm gegenüber auf, blickte ihn aus klaren Augen an und sah sich rundum im Abteil. Dann hob es die Illustrierte ein wenig hoch und sagte:

„Ich kann Ihnen an der Hand dieser Illustrierten erklären, warum sich die Erscheinungen der Gottesmutter in unserem Jahrhundert häufen, und warum ich sie, zugleich mit Tausenden Menschen, für echt halte."

Alle im Abteil sahen das Mädchen groß an. Es machte eine kleine Pause, öffnete die Zeitschrift und wies auf eine Seite:

„Jugendliche Mordbande vor Gericht!" Mit Abbildungen verstörter Gesichter, Blitzlichtaufnahmen. Das Mädchen blätterte weiter:



Im Bischoftum ist dem Priester die Gewalt gegeben, auch die Sakramente der Weihe und der Firmung zu erteilen.

„Menschenschmuggel und Mädchenhandel", stand oben auf der Seite, und unten: „Broadway-Melodien". Dazu tanzende Revuegirls mit einem Minimum an Kostümen, Aufnamen aus Nachtlokalen.

Das Mädchen blätterte stumm eine dritte Seite auf. Da standen die Kriminal- und Sexualverbrechen, erschütternde Berichte.

„Enthüllungen aus der Atomforschung" auf der nächsten Seite. Und weiter: „Ehescheidung einer berühmten Filmdiva, Skandal, Schamlosigkeiten."

„Flüchtlingselend heimatloser Kinder an der Grenze!" schrie es von der vorletzten Seite alle an. Und zum Schluß der Sensation halber: „Das Lied von Bernadette".

Das Mädchen schloß die Illustrierte und sagte:

„Sehen Sie, die Welt ist verwahrlost wie ein Kind ohne Mutter, wie ein Aussätziger ohne Hilfe, und zu alledem wächst am Horizont der Schatten einer Weltkatastrophe, die apokalyptisch werden muß. Ich meine, es ist Mutterzeit wie nie zuvor in den Jahrhunderten. Ich würde mich wundern, wenn die Mutter aller Mütter nicht käme, vor dem Verhängnis die zu retten, die sich retten lassen wollen. Nicht die Wissenden, Stolzen, Reichen, sondern die Armen, Kleinen, Niedrigen. von denen das Magnificat singt."

Sie faltete die Illustrierte; legte sie neben sich und stand auf. Ihr Reiseziel kam näher. Der Zug hielt.

Es war sehr still im Abteil. Das Mädchen grüßte freundlich und stieg aus. —

Die elegante Dame fand als erste das Wort wieder und sagte achselzuckend:

„Seltsame Apostel hat sie, die Gottesmutter. Ich kann mich nicht dafür begeistern. So jung und schon so verbohrt."

Der junge Mann aber, der dem Mädchen gegenüber gesessen hatte, griff nach der Illustrierten.

„Da steht ihr Name am Rand", sagte er mit leuchtenden Augen, „den muß ich mir abschreiben."

„Warum" fragte der ältere Herr an seiner Seite. Er lächelte.

„Ein feines Menschenkind. Sie haben doch gehört, es ist Mutterzeit. Sie gleicht ein wenig der, die sie verehrt. Und ich — ich habe keine Mutter."



Das Wichtigste im Priestertum bleibt jedoch das volle Opfer des eigenen Herzens. Er gehört Gott, und nur durch Gott den Menschen. Seine persönliche Heiligkeit ist das Größte an ihm. Sein Dienst an den Menschen ist nur so viel wert, als seine Frömmigkeit tief ist und glühend. — Die Kirche braucht Priester. Eltern: Betet und lehret Eure Söhne beten für die Gnade des Priesterberufes!

* * *

Der Sonne geht die Morgenröte vorher; so ergänzt auch vor der Demut die Sanftmut. Hören wir das Licht selber, welches sie so ordnet, denn Er sprach: „Lernet von mir, weil ich sanftmütig bin und demütig von Herzen". Die Sanftmut ist die Unveränderlichkeit der Seele bei Ehrenbezeugungen und bei Beschimpfungen; darum kann der Sanftmütige bei Beleidigungen von seiten des Nächsten mit aufrichtiger Liebe beten. Die Sanftmut ist das Bollwerk der Geduld, die Mutter der Nächstenliebe, die Grundbedingung der Klugheit, der Weg zur Verzeihung der Sünden und der Zuversicht im Gebete, die ruhige Wohnung des Hl. Geistes. *Hl. Johannes Climacus.*



Fortsetzung

„Du, sag einmal, um was hast du denn gar so fleißig bei der Muttergottes in Absam gebetet?"

„Ich habe nur etwas Einziges gebetet," erwiderte das Mädchen ungezwungen, „nämlich, daß ich dich recht glücklich machen kann."

„Und ich habe um das Gleiche für dich gebetet", erklärte er; „„schau, wie wir schon zusammen stimmen!"

„Wenn nur ich dich glücklich mach! Du machst mich gewiß glücklich", flüsterte das Mädchen.

Nach einer Weile sagte es:

„Allen meinen Angehörigen und auch unsern Hausleuten daheim bring ich etwas mit. Aber auch dir hab ich etwas gekauft. Du bist ja mein liebster Angehöriger und hast noch gar nichts von mir. Gelt, du machst mir die Freude und nimmst es an? Schau da."

Sie zog einen goldenen Muttergottespfennig hervor, der an einem silbernen Kettchen hing. Da er mit beiden Händen darnach langte, bat sie fast demütig:

„Albert, sei so gut laß dir's anlegen."

Und ehe er antworten konnte, küßte sie den Pfennig mit großer Innigkeit. Dann stellte sie sich, um leichter zu reichen, auf den erhöhten Wegrand, schlang ihm das Kettchen um den Hals und befestigte rückwärts die Schließen, indem sie halblaut sprach:

„Die Muttergottes soll dich behüten und schützen."

„Agnes", rief er in aufwallendem Glück, „da hast du mir eine große, große Freude gemacht. Jetzt habe ich etwas von dir und ich will es immer in Ehren halten. So oft ich den Pfennig anschau, denk ich an dich, wie herzenslieb und gut du bist."

Er drückte einen langen Kuß auf den Pfennig und schob ihn dann unter die Weste. Still und schwermütig ging das Mädchen neben ihm her.

„Warum redest du denn jetzt nichts mehr?" fragte er.

„Albert, mir ist so furchtbar schwer ums Herz, daß ich jetzt fortgehen muß und nicht mehr bei dir sein kann", seufzte das Mädchen.

„Wir sehen uns ja bald wieder, Agnes, und dann gehen wir nie mehr von einander. Wenn dir zeitlang wird daheim, so komm nur gleich, du mußt nicht grad eine Woche lang daheim bleiben. Je früher du kommst, desto lieber ist's mir."

„Mein Gott, es wird wohl nichts zwischen uns kommen! Mir ist schon droben in der Kirche so bang geworden, daß ich gar nicht sagen kann, wie, und alleweil ist mir gewesen, als ob wir uns noch verlieren müßten."

„Verlieren können wir uns nur, wenn eins oder das andere stirbt," erklärte er mit großem Ernst; „davor ist kein Mensch sicher, und dann warten wir aufeinander in der anderen Welt. Sonst gibt's aber nichts auf der weiten Erde, das uns auseinander bringen könnte. Ich habe dein Wort und du hast meins."

„Ja, ich habe dein Wort und das gilt so viel, als ob wir schon zusammengegeben wären," sagte das Mädchen, indem es mit kindlichem Vertrauen zu ihm aufblickte.

Eine Stunde später fuhr Agnes mit dem Eilzug gegen den Brenner hinauf.

Achtes Kapitel.

Tochter und Vater.

Früh am Abend kam Agnes in ihr Heimatdorf Planeigen. Die goldene Kette mit der Uhr hatte

sie abgelegt, das Ringlein trug sie noch am Finger. Überall schauten ihr die Leute verwundert nach und die ihr begegneten, sagten, es müsse ihr vorzüglich gegangen sein, denn sie sehe prächtig aus. Als Agnes ihr Vaterhaus betrat, war nur die Base Ploni daheim. Diese brach gleich, nachdem sie das Mädchen mit einem finsteren Blick gemustert hatte, los:

„Ah, jetzt kommt die Feine! Du bist ja herausgemästet wie eine Wirtin, und derweil müssen sich andere Leut für dich halbtot rackern und verhungern. Kommod ist so was schon, aber es hat jetzt ein Ende. Du darfst mir nimmer fort; ich werde dir das Faulenzen austreiben."

„Um Gotteswillen, Base, Hunger leiden wird euch der Vater doch nicht lassen!" rief das Mädchen.

„Dein Vater frißt und sauft sich lieber den eigenen Ranzen voll, als daß er anderen etwas gibt. Übrigens hat er da im Hause nichts mehr zu schaffen."

„Wer schafft denn nachher da?"

„Wohl der Lenzl, der großmaulige, halbnärrische Schreiaff. Er ist ja Vormund bei uns, seit sie deinen Vater unter Kuratel getan haben."

„Was, meinen Vater haben sie unter Kuratel getan?"

„Weißt du denn das nicht? Ich habe doch dem Zyper gesagt, er soll dir's schreiben; aber der Zyper ist auch ein Taterling. Ja, dein Vater ist unter Kuratel und du bist schuld daran mit deinem Davonlaufen."

„Was hat denn der Vater um Gotteswillen angestellt?"

„Angestellt? Haha, er stellt immer das Gleiche an, zigeunert in der Welt herum und läßt alle Fünfe grad sein wie ein Bohnenlotter auf dem Feld. Früher hatt er doch wenigstens oft einmal etwas heimgebracht von seinen Strabanzereien; aber jetzt sieht man kein Stäubl und kein Federl mehr, bloß er allein hat allweil Geld. Die Gemeinde hat gefürchtet, er verwusert deine Sach und hat ihn deswegen unter Vormundschaft getan. Wär dir eh recht geschehen, er hätt's verwusert; denn wer selber auf seine Sach nicht besser schaut als der Kuckuck auf sein lumpiges Nest, dem sollen andere auch nicht daraufschauen. Einmal ich tu's nimmer, ich schind meine alten Knochen nicht zwieselkrumm."

„Geh, Base, sei nicht grantig," bat das Mädchen, „du sollst's von jetzt an besser kriegen — so gut, wie du's noch nie gehabt hast — ich verspreche dir's. Und schau, da hab ich dir etwas gekauft, kannst dir ein neues Gewand machen lassen."

Als die Ploni den Lodenstoff von allen Seiten beguckt und betastet hatte, wurde sie etwas gnädiger. Sie knurrte nur noch halblaut: „Such dir etwas zum Essen, es wird wohl etwas zu finden sein. Ich hab nicht Zeit; muß in den Stall zum Vieh."

Dann trug sie, ohne zu danken, den Loden mit sich in den Stall. Kaum war sie fort, pendelte der Zyper zur Tür herein, in der Linken ein verschlampertes Buch haltend, auf dessen Titelseite man die Aufschrift lesen konnte: „Gryseldis von Hauenstein." Ein paar Sekunden lang stand er wie bezaubert von ihrem Anblick, dann rief er theatermäßig: „Also haben sich meine Augen nicht getäuscht. Ihr seid es wirklich, edles Fräulein! Schon von der Zinne meines Wachtturmes hab ich Euch erschaut und bin als treuer Knappe herbeigeeilt, der Erste Euch zu grüßen."

„Grüß dich Gott, Zyper", sagte Agnes mit einem trüben Lächeln, aber freundlich; „hast du immer noch den närrischen Schnack im Kopf?"

„Dich hab ich im Kopf und sonst nichts," sprudelte er; „grüß dich Gott, Agnesl, das ist brav, daß du endlich einmal kommst. Du schaust aus wie Milch und Blut, so frisch und jung hab ich dich nie gesehen. Und schön bist du geworden, daß sich die Prinzessin Gryseldis vor dir verstecken mag. Ob's dir gut geht, brauch ich nicht zu fragen. Das seh ich und weiß es ehedem schon."

„Aber euch daheim geht's nicht gut. Die Base hat mir arg geklagt, und du schreibst gar nichts, wie es mit dem Vater steht."

„Mein Gott, es wäre nicht besser geworden, wenn ich dir auch das Herz schwer gemacht hätte."

„Die Base sagt, ich wär schuld, daß der Vater unter Kuratel gekommen ist."

„Nein, nein, nein, die einzige Schuld hat der Sigreit, der Wucherer, der Spitzbub, der Beutelschneider. Du hättest nicht helfen könnnen, auch wenn du dagewesen wärest. Mach dir nur keine Grillen. Der Vater ist einmal, wie er ist. Da mag ein Engel oder Teufel kommen, er wird nicht besser und nicht schlechter."

„Wo ist denn der Vater heute?"

„Ich weiß nicht, wahrscheinlich beim Ochsenwirt im Dorf. In Ochsenwirts Garten ist heute Musik, da muß er dabei sein und seine Schnarren machen."

Das Mädchen blickte traurig vor sich hin. Nach einer Weile sagte es: „Daß du und die Base es so schlecht hattet, tut mir leid."

„Es war nicht so arg", entgegnete er und schnickste mit den Fingern; „auf unsereinen kommt's auch nicht an, geht's ihm gut oder schlecht, wenn

man nur der schönen Basl einen Verdruß ersparen kann."

„Du bist eine treue Seele, Zyper.... Und ich hab auch an dich gedacht. Schau, was ich dir bring."

Sie zog die Taschenuhr heraus und reichte sie ihm.

„Hugdietrich von Hauenstein, eine Uhr für mich und von dir, Agnesl!" rief er entzückt, „hätt nicht geglaubt, daß ich mein Lebtag einmal eine Uhr in die Tasche krieg."

„Wenn sie dich nur freut, Zyper."

„Und wie sie mich freut," schlug er plötzlich einen spöttischen Ton an; „gelt, du hast sie mir gekauft, damit ich weiß, wie ich mit der Zeit dran bin. Das hätt ich ehedem schon gewußt."

„Was meinst du denn, Zyper?"

„Ich mein, daß wir bald eine große Hochzeit kriegen. — — So einen kostbaren Ring, wie du am Finger trägst, hättest du nicht selbst gekauft, Agnesl."

„Wer soll ihn denn gekauft haben?" fragte sie, tief errötend.

„Wohl dein Bräutigam, der große Mar im Tal, schöne Basl."

„Woher weißt du das?"

„O, ich weiß noch mehr. Unsereiner steigt auf die Bäume und Berge hinauf und schaut um die Ecken herum, da sieht man allerhand. Ich weiß auch, daß du deinem Liebsten über eine Felswand nachgeklettert bist, und daß er nachher alleweil von dir geträumt hat."

„Was, Zyper, du bist in Niklasen gewesen? Du spürst mir überall nach wie Jagdhund, das ist nicht schön," sagte sie unmutig.

„Kannst unbesorgt sein, ich spür dir nimmer nach. Draußen in der Welt macht man sein Glück. Ich will's auch versuchen wie du. Ich geh jetzt in die weite Welt hinaus, vielleicht gar bis Amerika, und da kommt mir deine Uhr zustatten, schöne Basl. Wenn ich das Glück nicht find, kann ich wenigstens schauen, wie früh es ist."

„Aber jetzt tust du g'spassig, Zyper. Du gönnst mir mein Glück nicht."

„Wohl, wohl, Agnesl, gönnen tu ich dir dein Glück schon, und ich wünsche nur, daß es ein recht, recht großes ist. Wenn man das Glück verschenken könnte und ich hätt eins, tät ich dir noch extra das meinige dazu schenken", sagte er nun in fast herzlichem Tone.

„Gelt, Zyper, und vom Fortgehen redest du nichts mehr?" bat das Mädchen. „Schau, der Talmar kauft dem Vater das Gut ab und es soll hier eine ordentliche Wirtschaft angehen. Für den Vater, aber auch für dich und deine Mutter werden wir sorgen, daß euch nichts fehlt. Ihr bekommt gute Kleider und auch einen schönen Lohn."

„Danke bestens. Um Lohn und Kleider hab ich mich nie stark gerissen, das weißt du wohl, schöne Basl. Und an einen neuen Herrn gewöhn' ich mich nimmer."

„Vom neuen Herrn wirst du wenig merken, der Talmar läßt alles beim alten."

„Ah, das ist ein guter Mann — bloß dreinzahlen will er, nichts dreinschaffen, hahaha. . . Aber wenn für meine Mutter gesorgt wird dann hab ich hier nichts mehr zu tun."

„Du hast gleich viel zu tun wie alleweil. Nein, nein, fortgehen darfst du nicht, Zyper. Du mußt mir da ein bißchen aufs Hauswesen schauen, und wir bleiben immer gute Freunde. Hast ja einmal gesagt, daß du fest am Hause hängst."

„Sieh, sieh, wie sich die schöne Basl an meine Reden erinnert! Ja, ja, die Katzen bleiben immer beim Hause, die Hunde gehen mit den Herren fort. Du meinst wohl ich sei eine richtige Katze, weil ich auf die Bäume und Dächer steig. Lieber wär ich schon ein Hund, aber das ist gegen meine Natur. . . Weißt was, Agnesl, ich bleib so lange da, bis ich mit meinen Augen seh', daß du richtig glücklich bist und daß einanderer für dich sorgt. Was nachher geschieht, das steht in den Sternen geschrieben. Vorher aber kannst du alleweil noch auf meine Dienste rechnen."

„Zyper, schau, da kommt ja der Vater," rief plötzlich das Mädchen, zum Fenster hinausschauend.

„Gotteswunder, was etwa den so früh dahertreibt? Entweder haben sie ihn hinausgeworfen — nein, nein, will sagen hinausgeföppelt — oder das Geld ist ihm zu früh ausgegangen und er kommt eins fassen."

Im nächsten Augenblick stürzte der Reimann zur Türe herein und schrie förmlich: „Agnes, Agnes, liebes Kind, es ist wirklich wahr, du bist da! Das ist jetzt eine Überraschung, eine Freud. Aber heut darfst du nicht mehr fort. Um keinen Preiß laß ich dich heute fort, wir haben allerhand zu reden."

„Grüß Gott, Vater", sagte das Mädchen herzlich; „ich bleibe schon länger da, hab auch Wichtiges mit dir zu reden. Wer sagt denn, daß ich heute wieder fortgeh?"

„Der Jörgen Krumpe hat's gesagt, der Strick,

der Ferierer — du wärest auf eine Blitzvisite hergekommen und müssest gleich wieder auf die Bahn hinaus, um mit dem Nachtzug ins Pustertal zu fahren. Dem Krumpen sollt man den anderen Fuß auch abschlagen, daß er keine zwanzig Schritt mehr vom Hause käm;dann tät auch das Leutanplauschen und Narrentreiben ausbleiben."

„Vater, bist du nicht froh, daß ich da bin?"

„Wohl, wohl, ich habe eine Endsfreud, ganz aus dem Häusl bin vor lauter Freud. — Aber weißt du was, Agnes? Wir gehen jetzt mitsammen zum Ochsenwirt hinauf. Droben ist heute Musik und es geht lustig zu. Alle Leut sollen sehen, wie groß und schön du geworden bist und was für ein properes Gewand du anhast."

„Nein,nein, ins Wirtshaus geh ich nicht. Tät mich vor den Leuten schenieren. Auch ist's daheim bei den Seinigen immer am besten und man kann alles reden... Schau, Vater, was ich dir gebracht hab."

Sie holte die silberne Taschenuhr aus dem Päckchen und reichte sie dem Alten. Dieser riß die Augen weit auf und betrachtete mit sichtlicher Freude das kostbare Geschenk. Zufällig erschaute er auch den goldenen Ring mit dem blitzenden Edelstein an Agnesens Finger;da begannen seine Augen zu funkeln, und er konnte sie lange Zeit nicht mehr wegwenden.

„Du bist ein gutes Kind, Agnes, ein braves Kind, ein gescheites Kind. Nein, wir gehen nicht ins Gasthaus, wir bleiben heute beisammen, — du bist ein liebes, ein sehr gescheites Kind", sagte er und starrte immerfort auf den Ring des Mädchens.

Er hätte gern an die Tochter eine Frage gestellt, aber augenscheinlich war ihm der Zyper im Wege; darum hielt er an sich, sprach viele zärtliche Worte zu dem Mädchen und fragte es um gleichgültige Dinge. Nach einer Weile fiel ihm ein, daß er doch noch zum Ochsenwirt hinauf müsse; es sei unbedingt nötig, denn er habe mit dem Vorderegger und dem Fallhuber wegen einer Alpenschicht zu reden, in einer Stunde sei er wieder hier. Agnes und und der Zyper wollte ihn nicht fortlassen; aber erst, als das Mädchen eine sehr beleidigte Miene aufsetzte, stand er von seinem Vorhaben ab.

Beim Nachtessen fing die Base Ploni wieder an zu raunzen, Agnes dürfe nicht mehr in die Fremde, sondern müsse jetzt zu Hause bleiben und arbeiten helfen. Da sagte das Mädchen langsam: „Ende der Woche fahr ich wieder ins Pustertal, ich tu in drei Wochen heiraten."

„Heiraten!" riefen die Ploni und der Reimann aus einem Munde; „wen denn?"

„Den Bauern — den Mar im Tal, bei dem ich im Dienst gewesen bin."

Als der Reimann das hörte, wurde er ganz blaß und bebte, sagte aber kein Wort. Die alte Ploni hingegen zetterte: „Das ist dir just noch abgegangen, du nörrische Göre, einen weltfremden Menschen aufzugabeln und weit fort zu heiraten, wo du daheim selber ein schönes Sachl hast und leicht darauf heiraten kannst."

„Wär gerade ein Ding", meckerte der Zyper, „als wenn eins die Wahl hätte, beim Dörcher Hans unter seinen Plachenwagen oder beim Elefantenwirt in der Stadt einzuheiraten, und es tät sich für den Plachenwagen entscheiden. Der Mar im Tal ist der reichste und angesehenste Bauer im halben Pustertal."

„Und ein braver, braver, lieber Mensch ist er", lobte Agnes.

„Ein lieber Mensch ist jeder, der ein kuhdummes, junges Ding närrisch gemacht hat", schimpfte die Ploni; „was tust du denn nachher mit deinem Gut daheim? Der Vater wird nicht ewig leben."

„Das Reimanngut schenkt der Vetter mir und ich heirat die Lenzen Hedwig, die ganz verschossen in mich ist, seit ich ihr das Buchstabill angeschlagen hab", lachte der Zyper; „oder ich könnt auch das blinde Stinl heiraten — ist zwar noch einmal so alt wie ich, hat aber schöne Augenbrillen. Die Hauptfrag ist aber die, ob ich den Reimannhof will. Ich mein nicht, hahaha."

„Hör auf mit dem dummen Schnack", verwies ihm die Mutter, „du bist immer der gleiche Ganserer."

„Vater hast du etwas gegen meine Heirat?" fragte Agnes den Reimann, der stumm da saß und die Falten seiner Stirn rasch auf- und niederschob.

„Nein, nein, heißt das, es ist mir recht und ist mir nicht recht, du mußt selber wissen, was du tust", stotterte der Alte; „aber das sind ernste Sachen, davon reden wir heute nicht. Heute freuen wir uns über das Wiedersehn. Morgen ist auch noch ein Tag."

Wiederum stellte der Reimann viele gleichgültige Fragen an Agnes, die diese kurz und einsilbig beantwortete. Oft entstanden Pausen im Gespräch. Selbst der Zyper brachte nur hölzerne Späße zuwege, und niemand lachte als er selbst; sein Gelächter aber klang trocken und heiser. Auf allen lag ein dumpfer Druck, und man ging früh zu Bette.

Die Base Ploni knurrte mit sich selber, bis sie einschlief. Agnes konnte über eine Stunde lang nicht schlafen, und als endlich der Schlummer kam, hatte sie schwere, beängstigende Träume. Immer wieder träumte ihr, sie sei vom Talmar verstoßen worden und er stehe mit einer anderen am Altare.

Dem Reimann war so schwer ums Herz, wie kaum jemals. Öfters stöhnte er: „Wenn's grad einmal vorüber wär!" Um seine Qual zu mildern, nahm er eine Branntweinflasche aus dem Kasten und trank sie fast leer. Davon wurde er gut aufgelegt, und als etliche Nachtburschen am Hause vorbeijauchzten, öffnete er das Fenster und ließ einen förmlichen Schnalzerwirbel los, was er meisterhaft verstand.

Der Zyper war ganz zerschlagen. Droben in der Kammer fiel mit einemmal alles Lustige von ihm, und eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner. Er wälzte sich auf dem Lager hin und her und ächzte wie ein Schwerkranker. Oftmals stöhnte er: „Agnesl, Agnesl, jetzt gehörst du einem anderen — für mich ist kein Winkel in deinem Herzen mehr übrig!" Gegen Morgen erst verfiel er in einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Vormittag wich der Reimann seiner Tochter überall aus, aber sie ging ihm nach. Mit vieler Mühe gelang es ihr, ihn endlich draußen beim Wegkreuz auf offenem Felde zu treffen. Er wollte sich durchaus in keine Unterredung über die ihnen beiden so nahegehende Angelegenheit einlassen und erklärte, es sei morgen und übermorgen auch noch Zeit. Eine so wichtige Sache müsse man in ruhiger Stunde besprechen.

„Wir kriegen keine bessere Zeit mehr, wo wir so ungestört und allein beisammen sind", bestand das Mädchen; „jetzt hör einmal, Vater, was dir der Talmar für einen Vorschlag macht. Du sollst ihm dein Anwesen zu kaufen geben; er zahlt dir's gut und laßt dich nachher als Schaffer darauf — um einen schönen Lohn natürlich."

„Was, mein Gut soll ich verkaufen und Knecht bei einem Schwiegersohn werden? Meine Freiheit aufgeben?" tat der Alte widerhaarig; „nein, nein, Agnes, so was kannst du von deinem Vater nicht verlangen. Übrigens gefällt mir dieser Talmar nicht besonders. Warum hat er dich hinter dem Rücken deines Vaters eingetan, warum kommt er nicht selber, um mit mir zu reden? Wer weiß, was das für ein Mann ist?"

„Er ist ein Ehrenmann und niemand darf ihm etwas nachsagen", rief Agnes erzürnt; „unter hundert Mädchen könnte er sich eine aussuchen und es ist die größte Ehre für unser Haus, wenn er mich nimmt."

„Aber es paßt mir gar nicht, daß du so weit fort heiratest in die Fremde", wandte der Vater ein. „Schau, du kannst auch da heiraten, gleich, wenn du willst. Der Sigreit hat dich nicht vergessen, alle Wochen fragt er nach dir, und er mag keine andere als dich."

„Vater, hör mir mit dem abscheulichen Menschen auf."

„Abscheulich ist er nicht, im Gegenteil, er kann sich mit vielen Männern an Schönheit messen. Wenn's den Vergleich gilt, steht er vielleicht dem Talmar nicht nach."

„Vater, du kennst den Talmar nicht ... Übrigens kommt's bei einem Menschen weniger auf das Äußere an als auf das Innere. Der Sigreit aber ist ein Unflat, ein Schuft, ein Betrüger und Leutschinder; den mag ich nicht, kann's sein, wie's will. Red nichts mehr von ihm."

„Schau, Agnes, es wär mein liebster Wunsch, du solltest ihn nehmen. Du wirst's gut haben bei ihm und er wird dich auf den Händen tragen. Sag einmal, tust du's gar nicht, wenn ich dich recht, recht schön darum bitt?"

„Verlang alles von mir, Vater, grad das nicht. Lieber als den Sigreit heiraten, leg ich mich nieder und sterbe."

Auf diese Rede des Mädchens hin sank der Reimann plötzlich wie ein Häuflein Wolle zusammen, rang die Hände und sagte winselnd: „Agnes, ich bin in einer furchtbaren Lage. Wenn du mir nicht hilfst, ist alles aus, dann wär's besser, ich ruhte im Grabe ..."

„Um Gotteswillen, Vater, was hast du denn?" tat erschrocken das Mädchen; „brauchst du Geld? Da kann ich vielleicht helfen."

„Geld brauch ich keins ..hab eh' zuviel", stotterte er. „Ich bin, ich bin ... ich hab ... der Sigreit behauptet, ich hätte am Annatag in der Nacht das Lenzelmannl ausgeraubt und ihm zweitausend Gulden genommen ... Er will die Sach bei Gericht anzeigen."

„Heiliges Kreuz, es ist nicht wahr! Gelt, Vater, es ist nicht wahr? Die Base Ploni hat mir heute davon erzählt. Sie sagt, der Räuber wär ein Handwerksbursch und längst über alle Berge fort. Vater, sag, du bist unschuldig, gelt?" schrie sie mit fliegendem Atem.

„Schrei nicht so, schrei nicht so", wimmerte er;

„das Geld genommen hab ich wohl, aber geraubt hab ich's nicht — — darauf kann ich schwören — Gott soll mich . . ."

„Schwör nicht, Vater, schwör nicht fiel sie ihm wild in die Rede, „mach die Sünd nicht noch größer."

„Agnes, Kind, auch du hast kein Vertrauen mehr! Du hältst mich für einen Räuber."

„Wie bist du denn zum Geld gekommen, sag, sag?"

„Das Lenzenmannl ist in seinem Rausch gefallen und liegen geblieben. Da hab ich ihm das Geld aus der Tasche gezogen. Es hat vor Rausch nichts gemerkt."

„O mein Gott, o mein Gott! Du mußt das Geld zurückgeben, Vater."

„Zurückgeben wär leicht, wenn niemand etwas wissen tät."

„Wer weiß denn davon, daß du . . .?"

„Kein Mensch weiß etwas, nur der Sigreit ist mir daraufgekommen."

„Vielleicht ist er still, wenn du das Geld zurückgibst."

„Nein, nein, er ist nicht still . . . Still ist er nur, wenn du ihn heiratest."

„Heilige Maria! Also darauf geht's? Nein, nein, nein."

„Agnes, liebes Kind, du mußt mich retten!"

„Ich kann nicht, ich kann nicht."

„Dann steh ich als Räuber da . . . Der Sigreit bezeugt es und sie tun mich ins Zuchthaus."

„Mein Gott, Vater, wie bist du denn so weit gekommen?"

„Der Mensch ist schwach, und der Teufel ist stark. Wenn man einen solchen Haufen Geld sieht, kommt man halb von Sinnen und weiß nicht mehr, was geschieht."

„Vater, Vater, es hat schon früher gefehlt. Jetzt weiß ich's. Du hast immer geleugnet."

„Ja, Kind; aber ich hab's für dich getan, damit du etwas haben solltest."

„Heilige Maria, das auch noch!"

„Agnes, ich hab dich lieber gehabt, als alles in der Welt. Wie du ein armes, krankes Würmlein gewesen bist, hab ich dich gehoben und gelegt und dich aufgepäppelt. Keine Mutter hätt soviel für dich tun können. Und später hab ich immer nur geschaut, daß ich ein Geld für dich zusammenbring. Wenn du mich jetzt verläßt, bin ich der ärmste und verlassenste Mensch."

„Ich kann dir nicht helfen, Vater. Ich tät's ja gern."

„Schau, auf einen Raub steht schwere Strafe. Ich komme zehn oder fünfzehn Jahre ins Zuchthaus. Das End erleb ich nimmer. Kind, mein herzliebes Kind, laß doch deinen Vater nicht im Zuchthaus sterben. O, es ist schrecklich, ich halt's nicht aus. Ich sterbe bald und ganz verlassen. Auch mein eigenes Kind verlaßt mich."

Er begann zu flennen wie ein Weib.

„Um Gotteswillen, Vater, tu nicht so", bat sie, „ich kann dich nicht weinen sehen."

„Gelt, du hilfst mir? Du tust das Deinige, damit der Sigreit still ist?"

„Vater, ich hab dem Talmar mein Wort gegeben und das darf ich um alles in der Welt nicht brechen."

„Hast du den Talmar lieber als deinen Vater?"

„Von der Lieb reden wir nicht, es handelt sich um etwas anderes; ich darf einem unschuldigen Menschen kein solches Leid antun."

„Das ist kein großes Leid gegen das meinige, der Talmar bekommt schon eine andere Frau. Wenn der Sigreit die Geschichte anzeigt, dann ist eh' alles aus mit deiner Heirat. Der stolze Talmar wird kaum mehr etwas von dir wissen wollen, wenn es heißt, du wärest die Tochter eines . . ." von dem man sagt, er hätt einen Raub begangen!"

„Vater! Vater!" schrie das Mädchen, sank am Fuße des Kreuzes zu Boden nieder und schlug die Hände vor's Gesicht.

„Agnes, sei gescheit, hilf dir und hilf mir, die Sache muß ja nicht aufkommen", drängte er.

„Jetzt ist's da, jetzt ist's da, was ich heute nachts geträumt hab", schluchzte das Mädchen. „Der Talmar kann die Tochter eines . . . eines . . . nicht heiraten. Dazu steht er viel zu hoch, viel zu ehrenhaft da . . . Er kann sich nicht sein Leben lang mit mir schämen. Da bleibt ihm nichts übrig, er muß mich fortschicken und eine andere zum Altar führen."

„Laß ihn, laß ihn, du kriegst's beim Sigreit auch gut."

„Nein den Sigreit mag ich nicht", fuhr das Mädchen auf; „ . . . aber ich will zum Sigreit hin gehen und ihn mit aufgehobenen Händen bitten, daß er Gnade und Barmherzigkeit übt."

— Fortsetzung folgt

* * *

Der Sturm kann toben in dem Laub,
Nie wird der edle Stamm sein Raub.

W. Scott

FATIMA STUDENT BURSE

Zum zweiten Male geht das Schuljahr unseres neuen Knabenkollegs St. Thomas zu North Battleford seinem Ende zu. Wieder einmal packen ein paar unserer Studenten ihre Koffer, um sich ins Oblatennoviziat zu begeben. Nach einem Jahre kommen sie dann zu uns ins Seminar. Ohne die Liebesgaben unserer Freunde wäre dieses Kolleg garnicht zustande gekommen. Ohne die Student-Burse-Gaben unserer Wohltäter haette es so mancher unserer jungen Studenten nicht so weit bringen können. Sie hätten das notwendige Geld fürs Priesterstudium im Missionsorden der Oblaten eifach nicht gehabt. Was man unserer Studen-Burse opfert, zahlt sich mit Zinsen und Zinseszinsen wieder zurück. Zwar sehen wir diese Zinsen nicht. Sie sind von ungreifbaren Werten. Sie gehören der Ewigkeit an, haben deswegen auch nur übernatürliche Zahlkräfte. Und diese Zahlkräfte sind unabhängig von unseren weltlichen Wirtschaftsfragen und Wirtschaftskrisen. Sie bleiben ewig und zahlen ewig zurück.

Bisher eingenommen	$1 117.25
Ein Leser, Spring Valley, Sask.	3.00
Mrs. M. Rosbusch, Lake Lenore, Sask.	5.00
Mrs. M. Multarzynski, Beebe, P. O.	3.00
Th. Leibel, Senlac, Sask.	2.00
Mrs. K. Wickenheiser, Golden Prairie, Sk.	2.00
Eine Leserin, Friedenstal, Alta.	5.00
Anton Binder, Vancouver, B.C.	2.00
	$1,139.25

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.


Ware's
LIMITED

